P. o. germ.
1811 w (10 Pichler

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

20070.

<36607042280015

<36607042280015

Bayer. Staatsbibliothek

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Zehnter Band.

Wien, 1821.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Lindauische
Bibliothek

Die Nebenbuhler.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Zweyter Band.

Wien, 1821.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Nebenbuhler.

Zweyter Band.

Bayerische Staatsbibliothek München

Acht und dreyßigster Brief.

Chevalier Dümesnard an die Gräfinn Herminie von S**

O..g den 19. May 1809.

Vor ein paar Tagen habe ich Ihre kathegorische Depesche, oder vielmehr den Imperativ unserer tief in Liebesnetze verstrickten Fürstinn erhalten. Sie muß heirathen! So beginnt die herrschende Alexandrine, und trägt mir kurz und gut dieß Geschäft, wie den Ankauf eines Hauses, auf. Zwar sollte die Schmeicheley, welche gleich darauf folgt, mich bestechen, und geneigt machen, den lieblich eingekleideten Auftrag für minder schwierig anzusehn. Aber bey aller Ehrfurcht für den Befehl einer hohen und schönen Frau, und bey aller Reizbarkeit meiner Eitelkeit für ein Lob aus so schönem Munde,

fühle ich doch, daß die mir angesonnene Aufgabe unendlich schwierig ist, und daß ich nicht versprechen kann, sie gewiß auszuführen. Sie muß heirathen! Wie geschwind fünf zierliche Finger diese drey Worte hinschreiben! Und wie das blonde Köpfchen, das sie dictirte, so gar nichts von den Schwierigkeiten ahnet, die sich erheben, wenn jene todten Buchstaben in's Leben treten sollen! Das ist die Eigenheit der Großen. Das Glück, die Menschen haben sie verwöhnt. Jenes gab ihnen so viele Mittel, jeder ihrer Launen zu folgen; diese fanden sich stets so bereit, die noch übrigen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Berge zu ebnen und Thäler aufzufüllen, daß der Kreis des Möglichen sich für sie in's Unendliche erweitert, und sie meinen, auf gerader gepflasterter Straße bis in den Mond wandeln zu können, wenn ihnen einmahl von einem solchen Spaziergang träumen sollte. Sie muß heirathen! Ich mußte lachen, als ich diesen peremptorischen Ausspruch so trocken hingeschrieben sah. Und wenn sie nun nicht heirathete! Was würden Ihre Durchlaucht thun?

Indessen umsonst soll mich eine schöne Frau nicht gelobt, und eine andre gebethen ha-

ben; und wir wollen versuchen, was sich thun läßt. Auch die Götter im Olymp nehmen mit unserm guten Willen vorlieb. Sollten es die Erdegöttinnen nicht?

Es dämmert eine Art von Plan vor meiner Seele, und ein günstiger Zufall, der mir eben heute einen Brief in die Hand führte, der, wie von dienstbaren Geistern, für unsre Absicht geschrieben scheint, soll mir als ein Unterpfand des Glückes dienen, das meinem Bestreben freundlich zulächeln will. Die kleinen Manöver, welche wir uns von Zeit zu Zeit mit den Briefen der bewußten Personen erlaubten, haben es endlich dahin gebracht, daß beyde Verliebte einander zu mißtrauen anfangen, und er nun mit einer förmlichen Zurückgabe ihres Wortes auftritt. Es wäre auch sonst sehr begreiflich, daß er den Anfang zur Auflösung eines veralteten Bandes machte. Ihn mag es wohl am meisten gedrückt haben. Aber es ist für uns von unschätzbarem Werth, daß er es gethan, und der Brief sollte mit Gold aufgewogen werden. Den soll das schmachtende Täubchen haben, den allein von zehn oder zwölfen, die in meine Hände fielen; aber nicht, ehe die gehörigen Veränderungen daran vorgenommen worden. Lächer-

lich war mir's doch, was er von den postämtlichen Zeugnissen schreibt. Ja freylich bekam er die Recepissen und die Unterschrift glich Luciens Hand. Wer sie unterschrieben, brauchte er nicht zu wissen. Sie soll das jetzige auch unterfertigen, und, bey Gott! er soll keinen Unterschied der Schriftzüge erkennen, so wenig, als sie eine Ahnung davon hat, daß ein Brief, den sie unmittelbar von der Post zu erhalten meint, früher in meinen Händen gewesen, von mir gelesen, und einige Worte geändert worden sind. So steht nun statt eine neue Reise in Geschäften des Fürsten — eine neue Reise in Gesellschaft der Fürstinn, und weiter unten statt: unter den jetzigen Umständen — unter den jetzigen Umgebungen. Sie sehen, es kam nur auf ein Paar Buchstaben an; und diese Umgebungen sind ein modernes vieldeutiges Wort, es läßt sich bequem allerley darunter begreifen, und nichts ist unserm Zwecke förderlicher, als unbestimmte Ausdrücke.

Es thut mir ordentlich leid, daß Lucie jetzt nicht in der Stadt ist, und ich den Genuß, die Wirkungen meiner Gabe Gift mit langen Zügen auf ihrem Gesicht zu lesen, bis nächsten

Sonnabend verschieben muß, wo ich dem dienstbeflissenen Neuenbach versprochen habe, einmahl mit ihm nach Erlhof zu fahren. Dem armen Schlucker können jetzt Rosen blühen; er ist eine Hauptfigur auf meinem Gemählde.

Florheim liebt das Geld unmäßig, die Hoffnung großen Gewinnstes reizt ihn leicht, auch zu gefährlichen Speculationen. Die Continentalsperre kommt da sehr gelegen; es läßt sich etwas mit Colonialwaaren thun. Ich weiß eine Parthie, die an einem sichern Orte liegt, und nur eines muthigen Schmugglers bedürfte, um hereingebracht und äußerst vortheilhaft abgesetzt zu werden. Ein Wink, zu rechter Zeit hingeworfen, kann den Alten locken. Neuenbach muß ebenfalls die Hand in's schmutzige Werk stecken, um mit schwarz zu werden. Sein freysinniger Haß gegen Napoleon, den er nie ermangelt, einen Tyrannen zu nennen, wenn Niemand von den französischen Behörden gegenwärtig ist, soll angefacht, und ihm das Contrebandierswerk als eine republicanische Großthat vorgestellt werden. Gelingt der Plan, und ist das Gold gewonnen, dann erkauft der Vater die Verschwiegenheit des Mitwissenden durch die Hand der Tochter, und Lucie, von dem ersten Geliebten aufgeopfert, am

Rande der alten Jungferschaft, wird ohne großes Sträuben sich dem Geboth fügen, das sie von der Schmach rettet, unverheirathet zu sterben, und sie überdieß als Opfer kindlicher Pflicht in geziemender Romanenverklärung darstellt.

Das sind ungefähr die Umrisse meines Entwurfes. Wie ich ihn ausführen werde, steht bey der Zeit, der Gelegenheit, und der — Thorheit meiner handelnden Personen. Wer darauf zählt, irrt selten. Schreiben Sie der allzuzärtlichen Herrinn also, daß, so seltsam ihr abrupter Befehl klingen mag, ich doch die Hoffnung nicht aufgebe, ihm Folge leisten zu können, und daß ich mich darauf freue, meine Belohnung, oder wenigstens meinen Dank — wenn auch nicht ganz in dem Sinne, in dem es die Reizende gemeint haben mag, von ihr selbst vielleicht in Kurzem zu hohlen!

Neun und dreyßigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

Erlhof den 7. Junius 1809.

Das beyliegende Blatt ist die Abschrift eines Briefes von demjenigen, den ich einst, und lange Zeit meinen Freund nannte. Ich erhielt ihn vor einigen Tagen. Der Traum ist entflohn, ich bin erwacht. Klagen kann ich nicht. Das war mir nur so lange eine Erleichterung, als eine Änderung oder Verbesserung meines Schicksals möglich war. Es war, glaube ich, die leise Stimme der Hoffnung, die, was sie anders wünschte, mit der Zeit durch Bitten und Klagen vom Himmel zu erhalten hoffte; es war der wehmüthige Rückblick der Erinnerung auf eine schönere Vergangenheit, in welcher die Seele eine Art des Trostes bey der Kälte und Unzuläng-

lichkeit der Gegenwart suchte, weil sie hoffte, ihr Paradies einst wieder betreten zu können. Das ist vorbey. Diese letzten Tage waren die schmerzlichsten meines Lebens. Ich hätte es nicht vermocht, irgend etwas zu thun, irgend Jemand zu sprechen, oder auch nur zu sehn. Unter dem Vorwand eines Rückfalls von Schwäche und Angegriffenheit, den man der Kaumgenesenen gern glaubte, hielt ich mich in meinen Zimmern verschlossen, und streifte nur manchmahl ganz allein durch die tiefdunkle Waldung, die unser Gütchen nah umkränzt. Alle Begleitung, alles Gespräch war mir peinlich, selbst das meiner Geschwister. Jeder äußere Eindruck, der auf irgend eine Art fremd und kalt in das erschütterte Gewebe meiner Gedanken griff, erregte mir empfindlichen Schmerz, so wie ich mich erinnere, daß in den ersten Tagen meines Aufkommens nach meiner Krankheit jeder hellere Lichtstrahl, jeder lautere Ton verletzend durch die zitternden Sinne drang.

Was eigentlich in dieser Zeit in meinem Gemüthe vorgegangen, kann ich nicht sagen; es war überall Dunkelheit, und überall Schmerz. Nun stehe ich oft verwundert vor meinem eigenen Ich, und frage mich, ob ich denn dieselbe

bin, die ich vor fünf Jahren, die ich noch im vorigen Herbste war?

Einige Mahl in den letzteren Tagen kam es mir vor, als sey mein Verstand irre geworden. Ich konnte meinen Gedanken nicht, wie sonst, gebiethen; es drängten sich mir Ideen auf, die ich nicht als die meinigen erkennen konnte. Glaubst du, daß mich das erschreckte? Vielleicht war es ein neues Zeichen der Geistesverwirrung. Es war mir, als sollte ich mich darüber freuen. Neuenbach hat uns zweymahl während jener Periode in Erlhof besucht. Ihn zu sehn war mir ganz unmöglich, ihn, der mich liebt, heiß, treu und bescheiden, und dessen Liebe zu erwiedern, schlechterdings nicht in meiner Macht steht. Je wärmer ich ihn fände, je schneidender dränge der Gedanke des furchtbaren Widerspiels durch mein Herz. Jetzt aber werde ich ihn doch bald empfangen müssen. Ich schaudre davor. Sie sollen mich in Ruhe lassen; ich bin ein abgeschiedner Geist, der nicht mehr in diese Welt gehört, und, wie ein solcher, des ruhelosen, zwecklosen Herumwandelns herzlich müde.

Der Tod war mir so nahe. Warum hat er den geknickten Halm vollends abzusicheln verschmäht? Es kommen mir allerley Antworten,

von Prüfungszeit, irdischer Läuterung, Aufopferung für Andre, für Vater, Geschwister, denen ich etwas seyn könnte. Es flüstert sie mir Etwas in meinem Innern zu, aber sie verhallen an dem dumpfen Sinn, der keine davon aufzufassen im Stande ist. Vielleicht komme ich doch noch dahin, wenn der jetzige Zustand der Vernichtung aufhört. Mein Vater war glücklicher Weise die letzten Wochen gar nicht in Erlhof. Er hat sehr wichtige Geschäfte, erzählte Neuenbach den Schwestern, die ihn Tag und Nacht in Anspruch nehmen. Was sich die Menschen doch abmühen können, Geld zu erwerben! Doch sind sie nicht im Stande, mit Millionen auch nur Einen Augenblick der Vergangenheit zurück zu erkaufen! Auch Neuenbach soll zerstreut, verstört gewesen seyn. Es schien Fanny, als wäre es nicht bloß die Sorge um mein Befinden, was ihn beschäftigte; es war, sagte sie, als beherrsche ihn eine fremde, unangenehme Idee, und er gäbe sich Mühe, heiter und auf die Gegenwart aufmerksam zu scheinen.

Es wird ihm nicht an Kummer fehlen; er ist ja ein Mensch, und einer der Besten. Schon daß er liebt, wo ihm keine Erwiederung werden kann, ist Unglück genug. Ich habe oft darüber

nachgedacht, warum ein so zerknicktes Wesen, das eigentlich seit längerer Zeit nichts gewesen, als eine Zielscheibe für die Pfeile des Schicksals, warum so ein Wesen, das nun einmahl hienieden nicht glücklich seyn darf, nicht die Macht haben sollte, gleich auch die Leiden seiner Lieben auf sich zu nehmen? Ob in dem nun einmahl verkümmerten Daseyn ein Paar Dornen mehr oder minder stehn — was liegt daran? Und den Andern wären sie erspart!

Könnte ich nur sagen, ich litte für Vater, für Geschwister, für dich, allenfalls auch für Neuenbach — denn er hätte es wohl um mich verdient — so hätte mein Leiden doch einen erhebenden Zweck! Aber so!

Ich soll Briefe erhalten, Recepissen unterfertigt haben! Welche armselige Erfindung, um einen Treubruch zu beschönigen! Warum wird denn in diesem Abschiedsbrief zum erstenmahl der Fürstinn ganz ohne Rückhalt erwähnt, und daß die Reise in ihrer Begleitung die Aufhebung unseres Verhältnisses nothwendig macht? Wer das nicht verstünde, er müßte mehr als fühllos, er müßte ganz eigensinnig und unaussprechlich gemein seyn, um wider den Willen des erkalteten Freundes noch in einem Bunde zu beharren,

der längst keinen Sinn mehr hat! Und was sollen diese Anspielungen auf Neuenbach? Sollte Elmwald ihn und mich nicht näher kennen, um solche Vermuthungen in's Reich der Träume zu verweisen?

Ich habe nicht geantwortet. Ich werde es nie. Die Unterschrift auf dem Recepisse bestätigt ihm den sichern Empfang. Mehr bedarf es nicht; denn die Antwort, die einzig mögliche, liegt darin. Leb wohl, Rosalinde! Mein Kopf ist müde.

Vierzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 6. Junius 1809.

Was ist das für eine Welt, Raphael! und wie arbeiten niedrige Leidenschaften und wilde Triebe nur dahin, was der Schöpfer so schön gebildet, was zum Glücke des Menschen bestimmt war, in Gift und Entsetzen zu verkehren! Was könnte die Erde für ein seliger Aufenthalt guter Geschöpfe seyn, und welch ein Gefangen- und Irrenhaus schlechter, verkehrter Geister ist sie nicht! Habsucht, Eigennutz, Sinnlichkeit, Eitelkeit treiben ihre Bewohner mit Schlangengeisseln ruhelos umher, und weh den Reinen, die in dem Tumult jener rohen Gewalten ihr ganzes Erdenglück und sich selbst wehrlos zu Grunde gehen sehn müssen!

Der Frühling ist jetzt in seiner ganzen holden Jugendkraft und himmlischen Fülle auf diesen Fluren entfaltet. Alle Anger stehn voll Blumen, alle Büsche am Wege voll Rosen, an den Baumzweigen bildet sich ein Reichthum künftiger Früchte aus, Nachtigallen jauchzen von glücklicher Liebe in der Nacht frischumlaubter Äste, tausend selige Paare singen ihre Freude aus den Wäldern, oder brüllen sie von fetten Triften uns entgegen, die ganze Natur ist Mittheilung, Liebe, Seligkeit. Nur der Mensch steht kalt, berechnend, schroff, grausam mitten unter jenen unschuldigen Freuden, und sinnt darauf, wie er sich auf Kosten seiner Mitgeschöpfe, nicht Glück, sondern niedrigen Genuß verschaffe, und opfert alles, was in seinen Bereich kommt, seinen selbstischen Trieben.

Wie wahr ist Schillers Wort:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Was in den letzten Tagen um mich vorging, darng mir diesen feindseligen Gedanken auf. Es geschieht so Manches, was ich verabscheue, was ich hindern möchte, und nicht hindern kann, und wovon ich nichts als Verwirrung, ja Unglück vorhersehe.

Luciens Vater, sonst ein streng redlicher Mann, ward von seiner Liebe zum Gelde verleitet, sich in ein eben so gefährliches, als, nach meinem Gefühl, ungerechtes Geschäft einzulassen. Ihn treibt, wie er sagt, die Liebe zu seinen Kindern, der Wunsch, bey den jetzigen, dem Handel so ungünstigen, Zeiten ein Capital zu erringen, wovon er ihnen Landbesitz kaufen, und so ihre Zukunft sichern will. Mir scheint das ein Vorwand, mit dem er Andre, und vielleicht auch sich täuschen möchte. Sein Vermögen ist jetzt schon so bedeutend, daß ein Theil desselben, aus der Handlung gezogen, zu jenem Zwecke hinreichen würde. Auch ist Erlhof ein Besitzthum, das, gut verwaltet, eine Familie zur Noth erhalten könnte. Aber der in glücklichen Speculationen ergraute Kaufmann kann den Gedanken nicht fassen, seine Geschäfte einzuschränken. Ich habe widerrathen, gebethen, ihm die möglichen Folgen, die Gefahr, der er seine Familie aussetzt, vorgestellt. Vergebens! Die Zuversicht auf seine Klugheit und seine Maßregeln ist so groß, daß er meine Einwendungen als Ängstlichkeit verachtet, und jenes Geschäft schon für gelungen ansieht.

Was mich ärgert, ist, daß das unselige Pro-

ject von einem Manne herrührt, dem ich in Dingen des Weltlebens stets die größte Umsicht zugetraut habe Ein unglückliches Wort, das Dümesnard neulich fallen ließ, warf den ersten Funken in Florheims Seele. Ich sah die Wirkung, die es machte, auf der Stelle mit Schrecken ein. Ohne es scheinen zu wollen, hielt Florheim den Gegenstand fest, und kam oft wieder darauf zurück, wenn Dümesnard davon absprang, oder ich, um das Gespräch abzulenken, etwas anderes auf die Bahn brachte. Dümesnard äußerte sich nach seiner Art, originell, scharf. Ich kenne seine Denkart, ich weiß, wie sehr sein freygesinnter Geist unter der allgemeinen Unterdrückung des Menschengeschlechts leidet; aber was bey Einem sich zur vergeblichen Klage, bey Andern zu dunkelm Haß ausbildet, der über Rachegedanken brütet, spricht sich bey ihm als kalte Ironie aus, die ihm die ganze Welt und ihr allmächtiges Treiben als eine Zucht- und Buß-Anstalt des Schicksals betrachten macht, das die Sünden und Thorheiten dreyer Jahrhunderte ohne Glauben, Kunst und Kraft an den entarteten Enkeln rächt. Er haßt Napoleon; und was dahin zielt, seiner Despotie einzeln oder im Ganzen Eintrag zu thun, ist ihm willkommen.

So sieht er, was Florheim beabsichtigt, nicht in so abschreckendem Lichte. Mich aber dünkt es Unrecht; es läuft deutlich ausgesprochenen Verträgen und beschwornen Gesetzen zuwider, und darum soll es nie, und von Niemand geschehen!

Was Dümesnard über die Zuläßigkeit solcher Handlungen überhaupt spricht — von Florheims Absichten weiß er nichts — hat mich nicht befriedigt. Es ist Sophisterey, und hält die strenge Untersuchung eines redlichen Herzens nicht aus. Gegen Florheim habe ich mich deutlich erklärt. Ich habe mich jeder Theilnahme geweigert; doch Treue und Verschwiegenheit habe ich ihm feyerlich zugesagt, und mein Entschluß steht fest, sollte er unglücklich seyn, ihn und die Seinen nie zu verlassen.

Lucie! Theures, unglückliches Mädchen! Warum steht es nicht in meiner Macht, dich rettend diesem Sturme zu entziehn, und in meinen Armen zu bergen? Warum stößest du ein treues Herz eigensinnig zurück? — Doch nein! Das thut sie nicht. Sie ist mir so wunderhold, so gut! Es ist mir, seit sie genesen, ein schöner Stern in ihrer Freundlichkeit aufgegangen, und an was ich nicht mehr denken durfte und wollte,

regt sich jetzt wieder mit dem erwachenden Leben der Natur in mir; ihre sichtliche Achtung, ihre vermehrte Theilnahme beleben die schwachen Keime der Hoffnung, und leise Stimmen flüstern mir zu: Vielleicht!

Elmwald lebte bis jetzt fortwährend mit seiner reizenden Herzoginn in Paris, und soll, so sagt Dümesnard, jetzt mit ihr eine Reise in das mittägige Frankreich angetreten haben. In Paris hat er sich durch die Gewandtheit und das Glück, womit er die eben so schwierigen als wichtigen Geschäfte seiner Mission führte, ungemeine Verdienste um seinen Hof erworben, so, daß er die Hoffnung nähren darf, trotz seiner bürgerlichen Herkunft, durch jene sowohl, als durch die Gunst der Fürstinn, vielleicht bey seiner Rückkehr den Platz des alten Ministers, der sein bitterster Feind war, zu erhalten. Das ist nun freylich für seinen aufstrebenden Ehrgeiz eine schimmernde Aussicht, und für diese wirft ein Mensch, wie er, wohl ein arglos vertrauendes Mädchenherz hin. Auch neuerdings muß wieder Etwas geschehen seyn, wodurch er mittel- oder unmittelbar ihr allzu weiches Herz verwundet hat. Ich war nun zweymahl in Erlhof. Einmahl begleitete mich Dümesnard; aber

Lucie war nicht zu sehn. Fanny sagte mir, sie habe einen heftigen Anfall von Fieber gehabt, und man habe eine Recidive gefürchtet. Seitdem habe sich ihr Körper erhohlt, aber ihre Seele scheine tief zu leiden. Sie will Niemand sehen, kaum ihre Geschwister, und sie hat Fanny weinend gebethen, ihr den einzigen Trost ihres Kummers, die vollkommenste Einsamkeit, für einige Tage zu gönnen. Was wird noch aus allem diesem werden? O hatte ich nicht Recht, wenn ich am Eingange dieses Briefes sagte, daß die Menschen es sind, welche durch ihre Verderbtheit die Schönheit der Schöpfung entheiligen!

Ein und vierzigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

** bey Genf, den 10. Julius 1809

Ich bin frey. Die Ketten sind gesprengt. Wozu sie länger tragen, wenn kein Ziel am Ende der mühsamen Bahn den Kämpfer für die Entbehrungen der Gegenwart durch die Aussicht auf eine lohnende Zukunft entschädigt? Meine Zukunft ist weggebrochen; wie in eine unermeßliche Finsterniß blickt mein starres Auge in die weitere Fortsetzung dieses öden Daseyns hinaus, das den Nahmen Leben nicht verdient.

Es sagt uns die Philosophie, es lehrt uns der Glaube, daß diese Erde nur eine Herberge und wir die Pilger seyen, welche durch die vorübergehenden Beschwerden der kurzen Wanderung sich eines schöneren Jenseits in unvergäng-

licher Seligkeit würdig machen sollen. Der Schmerz ist kurz oder leicht, prahlt die Stoa. Die Leiden dieser Zeit kommen nicht in Vergleich mit der Herrlichkeit, die einst an uns soll offenbar werden, tröstet die Religion. Erhabene Sätze für den Glücklichen, oder mindest den Ruhigen! Aber der Weg ist nicht so kurz, die Pilgerschaft nicht so schnell zurückgelegt. Zwanzig bis dreyßig Jahre, unter lähmenden Schmerzen hingeschmachtet, dehnen sich zu einer furchtbaren Ewigkeit aus. O ihr glücklichen kalten Philosophen! Ihr von keinem irdischen Band der Leidenschaft berührten Frommen, denen ihr Stand in früher Jugend die Abstreifung aller weltlichen Neigungen zur Pflicht machte, und die ihr in ruhiger Vereinzelung kein anderes Streben als nach dem Himmel kennt! Ihr konntet solche Lehren geben; aber wer kann sie befolgen?

Ich habe Lucien ihr Wort zurück gegeben. Ich mußte es. Mein düsteres Schicksal soll sie nicht mit in seine bodenlose Tiefe ziehn. Daß sie es nur gezwungen theilen würde, beweiset ihr Stillschweigen seit den letzten fünf Monathen, so wie kein Zweifel darüber bleibt, daß sie meine Briefe erhalten; denn ich besitze die

postämtlichen Zeugnisse, von ihrer Hand unterzeichnet, die mir nur zu wohl bekannt ist. Ich weiß, daß Neuenbach sie liebt, daß sie ihm schon voriges Jahr herzlich gut war. Er ist ihres Vaters Liebling, ein liebenswürdiger edler Mensch. Er hat Vermögen, er kann ihr seine Hand sogleich biethen, und wird sie den Armen ihres Vaters nie entziehn, der dieß zur unerläßlichen Bedingung bey der Wahl seines Schwiegersohnes macht. Kann ich diesen tadeln, daß er seine jüngern Kinder nicht ihrer zweyten Mutter berauben lassen will? Könnte Luciens Stelle je durch eine Andre ersetzt werden? Du siehst, es ist unausweichbar. Ihr Gelübde mag sie genug gequält haben. Wie oft hat sie in früherer Zeit unter seiner Last geseufzt, nicht, weil das Band sie drückte, sondern weil das Geheimniß, die Eigenmächtigkeit des Schrittes, schwer auf der frommen Seele lagen! Nun ist sie frey, und jene Last von ihr genommen. So habe ich mich scheidend noch um sie verdient gemacht.

Auch ich fühle die Erleichterung von Ketten anderer Art. Die letzte Zeit in Paris war eine Zeit unaussprechlicher Qual für mich. Was mich vor einem Jahr an der blendenden Erscheinung dieser Herzoginn reizte, ihre geistvolle Un=

terhaltung, die Sonderbarkeit ihrer Ansichten, ihr Schicksal, dessen unglückliches Opfer sie sich so gern nannte, ihre Launen selbst und ihre Schönheit — erscheint mir nun in ganz anderm Licht. Der Zauber dauerte kurze Zeit, ich sah in **bad schon ziemlich hell; jetzt war der stete Umgang mit ihr mir peinlich, und zuletzt unaushaltbar. Sie ist eine eitle herrschsüchtige Frau, nie gewohnt, ihre Launen, wie ihre Leidenschaften zu zügeln, die in jedem Gegenstand nur sich liebt. Ihre Freundinnen sind die Werkzeuge ihrer Plane, der Mann ihrer Wahl nichts, als der Gegenstand wechselnder Furcht und Hoffnung, das Mittel, ihren in verworrenem Herumtreiben ermatteten Geist zu beleben, ihm angenehmes Gefühl und Beschäftigung zu geben.

Als jene Depesche kam, die mich nach Marseille bestimmte, war ich bey ihr. Sie hat es bey ihrem Vater so einzuleiten gesucht, daß jede wichtige Sendung an sie addressirt wurde. So mußte ich meine Aufträge jedesmahl bey ihr hohlen, und ich konnte wohl erkennen, daß Herrschsucht und Lust an Einfluß eben so viel Antheil an dieser Verfügung hatten, als der Wunsch, mich öfters zu sehen.

Dießmahl kam ihr meine Versendung sehr

ungelegen. Mich vernichtete sie; denn ich sah, wie im Lichte eines schrecklichen Blitzes, meine nächste Zukunft, was ich thun mußte, und gethan habe, Lucien ihre Freyheit zurückzugeben.

Unmöglich war es mir, in dieser Verstörung meines Geistes bey Alexandrinen zu verweilen, und ihre selbstsüchtigen Klagen, die Ausbrüche ihrer Launen, anzuhören. In der Einsamkeit einer schmerzlichen Nacht reiften meine Entschlüsse, und, bereit mich einem Auftrag zu fügen, den abzulehnen ich keine Möglichkeit sah, ging ich Morgens zur Fürstinn.

Ihr erstes Wort, wie ich eintrat, war: Nun, was sind Sie entschlossen zu thun, Alphons?

Was ich muß — gehorchen.

Und Paris verlassen?

Ich zuckte die Achseln.

Soll ich hier allein, schutz- und freundlos zurückbleiben?

Ich sah sie erstaunt an. In dem Augenblick, wo mein Lebensglück zertrümmert vor mir lag, konnte diese Frau daran denken, was ihr an Lebensgenuß und Unterhaltung abging?

Eine unendliche Bitterkeit wallte in meinem Herzen empor. Nur der Gedanke, daß Alexandrine meine Verhältnisse nicht ganz kenne, und

daher das Zerstörende jenes Auftrags nicht bemessen konnte, stimmte mich milder, und erstickte zum Theil meinen Unmuth, der mir eine sehr scharfe Antwort eingegeben hatte. Sie fuhr fort, sich zu beklagen, und nur sich zu sehn. Meine Lage kam in keinen Betracht; nur daß sie mich aus ihrer Nähe verlieren sollte, reizte ihre Empfindlichkeit auf. Sie erklärte zuletzt, daß sie nach Hause schreiben, und die Mission, so gut es möglich wäre, hintertreiben würde.

So sollte mir aus dieser unseligen Neigung noch Heilsames aufgehen? Ich überließ mich einige Augenblicke einer schmeichelnden Hoffnung. Am andern Morgen war sie verlöscht. Alexandrine hatte sich eines andern besonnen. Sie wollte mich begleiten. Ein Blitz aus heiterer Luft hätte mich nicht mehr erschrecken können. Verbannt zu seyn — weiß Gott auf wie lange! — Lucien zu verlieren, und diese Fesseln ohne Erlösung fortzutragen! Ich verstummte lange, ich fühlte mich nicht fähig, ihr zu antworten. Was sie von meinem Schweigen, von meinem sichtbaren Erschrecken gedacht haben mag, weiß ich nicht, und begehre es nicht zu wissen. Sie zürnte, das erkannte ich,

und vertheidigte mich nur schlecht gegen die Vorwürfe, die sie mir mit großer Heftigkeit machte. Nach Tische erhielt ich einen zweyten Brief vom Minister, der meine Abreise sehr dringend machte. Noch diese Nacht sollte ich aufbrechen. Meine Stellung zur Tochter meines Monarchen erlaubte mir nicht, ohne Abschied von ihr abzureisen. Ich überwand meinen Widerwillen, und ging Abends zu ihr, ihr diese Nachricht zu bringen, und ihren Entschluß zu vernehmen. Sie war aufgebracht. Ich ward nicht vorgelassen — ihre gewöhnliche Strafe, wenn ich sie durch etwas gereizt hatte. Ach, sie ahnete nicht, wie wohl sie mir mit dieser Freygebung that! Ich bestellte die Pferde, und schrieb an die Fürstinn. Sie war jetzt wirklich nicht zu Hause, sondern bey einer Freundinn auf dem Lande, auf deren Schloße Souper und Ball war. Man erwartete sie erst am nächsten Morgen zurück. Ich dankte dem Himmel, der mich auf diese Art von einer großen Verlegenheit gerettet, und reisete nach Mitternacht ab. In hastiger Eile durchflog ich Frankreich. Die paradiesischen Thäler der Provence nahmen mich auf. O wenn etwas im Stande wäre, ein wundes Herz zu heilen, diese milden Lüfte, von Orangendüften geschwän-

gert, diese Gefilde voll Rosen, diese Olivenhaine, dieser klare Himmel, der sich in unbeschreiblichen Farbentönen um die blühende Landschaft zieht, müßten es thun! Aber von irdischen Berührungen gesundet kein himmlischer Geist, und mit einem Schmerz, in dem Erhebung liegt, fühle ich in meinem Leid selbst, daß ich ewig bin, daß nur Jenseits dieser Geist finden wird, wessen er nun einmahl zu seiner Vollendung bedarf, Treue, Hingebung und wechsellose Liebe.

Ein Paar Wochen lebte ich nun in Marseille, tief in Geschäften begraben, die alle meine Kräfte in Anspruch nahmen. Von hier aus schrieb ich jenen entsagenden Brief an Lucien, und sah, wie eine Perle in's Meer, alle meine Hoffnungen in den Abgrund düsterer Vergangenheit versinken. Nicht jene Arbeiten, nicht die lebensvolle Thätigkeit einer Meerstadt, wovon man im Binnenlande keinen Begriff hat, nicht die Schönheit der Natur konnten mich auch nur einen Augenblick von meinen schmerzlichen Gedanken abziehn. Sie waren alle bey ihr! Das einzige erleichternde Gefühl gab mir die Bemerkung, daß die Fürstinn mir nicht nachfolgte, daß ich frey athmen, Herr meiner Zeit seyn, und meinen liebgewordenen Kummer hegen durfte,

wie ich wollte. O wie oft fielen mir Constanzens Worte ein:

Gram füllt die Stelle des entfernten Kindes,
Legt in sein Bett sich, geht mit mir umher,
Nimmt seine allerliebsten Blicke an,
Spricht seine Worte nach, erinnert mich
An alle seine holden Gaben, füllt
Die leeren Kleider aus mit seiner Bildung;
Drum hab' ich Ursach, meinen Gram zu lieben.

Wenn ich Abends am Gestade des Meeres wandelte, wenn mein Blick durch unermeßne Fernen glitt, die Sterne aus dem tieferen Blau hervortraten, ihr zitterndes Bild aus der spiegelglatten Meeresfläche wiederstrahlte, und mein Geist den weiten Raum maß, der mich äußerlich — die Entfremdung des Gemüthes, die mich innerlich auf ewig von Lucien trennte, wenn ein ungeheurer Schmerz an meinem Herzen riß: dann fiel es mir lastend auf, wie fremd ich mit meinem Leiden allen diesen um mich beschäftigten Menschen war, wie Niemand mich kannte, Niemand Theil an mir nahm, und ich mit dem Vater da oben ganz allein war, der auch allein wußte, zu welchen unbekannten Zwecken er diese Leiden über mich verhängt hatte.

Und kann, und darf der Sohn des Staubes hier Glückseligkeit fordern, oder auch nur er-

warten? Er darf es nicht! ist die furchtbare Antwort, welche ihm Geschichte, Erfahrung, selbst die Religion zurückgeben. Wirken muß er, Glück verbreiten, nützen, und nach Jenseits blicken. — Aber wie lange noch?

Das ist das Schmerzlichste! Wie lange noch? Zehn freudenlose Jahre — welch ein unübersehbarer Ocean! Ein Menschenleben währt gewöhnlich fünfzig bis sechzig — und ich stehe noch nicht im Dreyßigsten!

Doch ich wollte erzählen, und verliere mich zum zweytenmahl in Klagen. Also, drey Wochen war ich in Marseille, da fing ein ernster Vorsatz, erzeugt durch allerley Zufälligkeiten, durch die Widrigkeit meines Geschäftes, durch meine Stimmung, durch die tägliche Bemerkung, um welche nichtige Dinge der Mensch sich abmühet, und wie wenig der Vereinzelte zum Leben bedarf, sich an, in meiner Seele zu regen. Immer schwerer lasteten die Bande meiner Verhältnisse auf mir. Ein Abend am Ufer des Meeres, wo vor meinen Augen ein junger Mensch vom Bord eines Transportschiffes sich in die Fluth stürzte, und, aller angewandten Hülfe ungeachtet, sogleich verloren war, entschied meine Entschließung. Es war ein Conscribirter ge-

wesen, die Verzweiflung hatte ihn zu der That gebracht, er entzog sich der Last unaufhörlicher Qualen und eines aufgezwungenen Standes durch Selbstmord. Konnte er den Entschluß fassen, auf Kosten seines Lebens einen peinlichen Zustand von sich zu werfen: was wollte ich mich bedenken, meine Freyheit um den Preis einer mühsamen Existenz zu kaufen? Was bedarf ich, wenn ich nur für mich allein zu sorgen habe?

Ich schrieb auf der Stelle an den Minister, und bath um meine Entlassung, oder mindestens um Urlaub für einige Monathe, da meine Gesundheit durch anstrengende Reisen und noch anstrengendere Arbeiten gänzlich zerrüttet, und ich außer Stande sey, meinem verantwortungsvollen Dienste vor der Hand ein Genüge zu leisten. Die Fürstinn hielten ihr Unwillen gegen mich, und einige Festlichkeiten, bey denen sie, halb incognito, halb errathen, zu glänzen hoffen konnte, in Paris fest. So konnte ich darauf zählen, noch einige Wochen einsam zu bleiben, und während dieser Zeit konnte mein Vorhaben, das ich durch ärztliche Zeugnisse und alle Erforderlichkeiten unterstützte, gelingen.

Man nahm in K** mein Gesuch mit Erstaunen, aber auf mancher Seite nicht mit Un-

willen auf. Zwar der Fürst fand sich durch meinen Entschluß, seinen Dienst verlassen zu wollen, gekränkt. Das that mir weh; denn er hat stets väterlich an mir gehandelt. Auch bewilligte er diese Bitte nicht, und gab mir nur Urlaub auf sechs Monathe, nach welcher Zeit ich mich wieder melden sollte. Der Minister aber schien meinen Wunsch zu dem seinigen zu machen. Er sprach in zierlichen Redensarten sein Bedauern, einen so geschickten und verläßlichen Arbeiter zu verlieren, aus, und erklärte, daß der Rücksicht für meine Gesundheit jede andere Forderung weichen müsse u. s. w. — So kam denn mit dieser Depesche auch schon mein Nachfolger an, ein junger Mensch, den der Minister seit langem begünstigt, und immer gern an meinem Platz gesehen hätte. Froh, meines Wunsches so schnell gewährt zu seyn, übergab ich nun Geschäfte, Rechnungen, Gelder, dem neuen Ankömmling, und floh in ein reizendes Thal der Schweiz, wo mich, wie ich hoffe, Niemand vermuthen, Niemand finden wird. In Marseille gab ich ganz andere Spuren an, und das wird man auch nach K** und Paris berichten. Du, und mein Vater sollen allein wissen, wo, und wie ich lebe. Laßt es allen Übrigen, die keinen Theil daran

nehmen, ein Geheimniß bleiben! Haben sich erst in O..g die Sachen nach ihrer jetzigen Richtung fest gestaltet, ist geschehen, was ich seit sechs Monathen kommen sah, und hat mein Gemüth so viel Ruhe gefunden, daß ich hoffen darf, euch nicht zur Last zu fallen: so erscheine ich wieder unter Euch. Der Vater kann mich doch vielleicht auf seinem Gütchen brauchen. Was ich bedarf, mir zu erwerben, soll mir in keiner Stellung meiner äußern Verhältnisse schwer fallen, und für Andre habe ich nicht mehr zu sorgen.

Zwey und vierzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z* an Gräfinn Herminie von S*

Straßburg den 22. Julius 1809.

Ich bin auf der Rückkehr zu meinem Vater. Das Ungeheure, Unbegreifliche ist geschehen. Noch hat mein Geist nicht Freyheit genug errungen, um Alles zu ordnen, und in den zurechtgelegten Begriffen den Faden zu finden, der aus diesem Labyrinthe führen kann. Ich erzähle dir, was ich weiß, was in seiner fragmentarischen Abgeschnittenheit, wie ein Geist aus einer andern Welt, zerstörend, schreckend in das Leben tritt. Alphons ist weg von Marseille, er hat um Urlaub, ja um seine Entlassung angesucht—und ist verschwunden.

Da stehn die Buchstaben kalt, schroff, todt;

aber ihre Bedeutung dröhnt fürchterlich hallend durch mein ganzes Wesen nach. Also entflohn! Und warum? Und wohin? Zu ihr! Das war mein erster Gedanke. Aber er ist auch dort nicht. Ich habe das zuverläßig erfahren. Und wo ist er?

Eine undurchdringliche Nacht deckt seine Spur von dem Augenblick an, als er Marseille verließ. Es kam Alles so schnell, so unerwartet! Ich hatte in Paris keine Ahnung von dem Sturme, der sich mir an den Küsten des mittelländischen Meeres bereitete. Sonst hätte ich gewacht, gehindert — o ich hätte die Welt aufgebothen, um den Einzigen zu halten!

Er ist mir unentbehrlich. Das fühlte ich in den letzten Tagen zu Paris, wo eine Aufwallung meines Stolzes über seinen kalten Abschied und seine übereilte Reise mich abhielten, ihm sogleich zu folgen. Warum habe ich es nicht gethan? Warum habe ich leichtsinnigen Aufforderungen zu Unterhaltungen Gehör gegeben? Warum mich von thörichten Einflüsterungen der Eitelkeit abhalten lassen, mich ihm zu zeigen, wie ich war, ganz das liebende hingegebene Weib, die nun einmahl außer ihm keine Seligkeit kennt, die er verwöhnt hat mit dem raschen Spiel seines Geistes, seines reichen Herzens, mit dem

Anblick seiner Liebenswürdigkeit. — Das Alles wäre nun verloren, dahin! — Nein! Nein! Es darf nicht dahin seyn! Ich muß ihn finden. Schreibe an Dümesnard! Er soll Alles aufbiethen, was seine Connexionen, seine Erfindungskraft, und mein Gold ihm möglich machen.

Am 29. Junius war er noch in Marseille. Schönhelm, den der Minister, allzudienstfertig in Erfüllung dieses Wunsches, dahin sandte, um ihn abzulösen, fand ihn sehr düster, sehr bleich, und wohl leicht so krank, als die ärztlichen Zeugnisse bestätigten. Er ließ sich Pässe nach Straßburg geben, und reisete am dritten Tage ab. Schönhelm, der kein Arges daraus hat, weil ihm Alphons alles in der lichtvollesten Ordnung übergeben, und in den letzten Tagen erstaunlich viel gearbeitet, gewirkt hatte, läßt ihn reisen, und glaubt, was jener ihm ganz ruhig sagt, daß er über Straßburg zu seinem Vater gehen, sich dort erhohlen, hierauf nach K.. kommen, und den Herzog um eine Anstellung bitten werde, die seine Kräfte, und somit seine Gesundheit weniger in Anspruch nehme. Kaum kann ich es Schönhelm verdenken, daß er nicht zweifelte. Er ist der Mann nicht, um Alphons zu durchschauen, wenn sich dieser geflissentlich

vor ihm verbergen wollte. Aber dem Minister, der aus dem alten Groll, den die Schwäche immer gegen die Kraft fühlt, Alphons seit Langem haßt, und seine Bitte mit voreiliger Gefälligkeit erfüllte, kann und werde ich das nie verzeihen!

Seit jenem Tage nun ist er verschwunden. Schon auf der fünften Post von Marseille aus verlor sich seine Spur. Ich habe Schönhelm schreiben, und ihm bey der angedrohten Ungnade meines Vaters befehlen lassen, alles aufzubiethen, um den Flüchtigen zu finden. Es blieb fruchtlos. Alphons hatte zu viel Zeit gewonnen; bis ich in Paris aus K.. seine Bitte um Urlaub vernahm, nach Marseille schrieb, und Schönhelm antwortete — waren Wochen vergangen. O ich hätte verzweifeln mögen!

Jetzt eile ich zurück, da in Frankreich für meine Angelegenheit nichts mehr zu thun, nichts zu hoffen ist. Daß er sich nach Deutschland gewendet, bleibt auf jeden Fall das Wahrscheinlichste. Hat er doch Vater, Geschwister, und die abgeblühete Schöne dort! Da muß sich auch früher oder später eine Spur zeigen, die aufzusuchen und zu verfolgen das Ziel all meines Strebens seyn soll. Was dazu gethan werden

kann, muß geschehen, und so zähle ich auch auf deine Liebe, Herminie, auf deine erprobte Treue. Du wirst die Freundinn im härtesten Kampfe mit ihrem Geschick nicht verlassen.

So schwer hat noch kein Schlag desselben, das meiner seit zehn Jahren nicht geschont hat, mich getroffen! Er zernichtet nicht bloß mein gegenwärtiges Glück — o es war so schön! — er hebt auch die Hoffnung des künftigen auf, die sonst dem Unglückseligsten bleibt, indem er den Gegenstand all meiner Wünsche und Bestrebungen in der düstersten Nacht der Ungewißheit birgt, und mir die Freyheit läßt, mich den qualvollsten Ahnungen hinzugeben. Warum ist er geflohn? War er wirklich krank? Hat ein mir unbekanntes Unglück seinen Geist verwirrt? Was wird er beginnen?

Was je quälend durch mein Leben ging, verschwindet vor der Pein dieser Ungewißheit, dieses furchtbaren Geheimnisses. Ich leide, wie ich noch nie gelitten. Wer mich liebt, muß seine Treue jetzt an mir bewähren, muß seine Kräfte anstrengen, um mich aus dieser schrecklichen Lage zu ziehn. Ich kann, ich darf das von meinen Freunden fordern.

Eine Unpäßlichkeit, die natürliche Folge ei-

ner überschnellen Reise von Paris hierher und der letzten Erschütterungen, hält mich hier in Straßburg wahrhaft folternd zurück. Was kann jeder versäumte Augenblick Unersetzliches verschulden! Daher schreibe ich dir, so viel Anstrengung mich auch jetzt ein Brief kostet, damit zu Hause und durch Dümesnard Alles geschehe, was möglich ist, und ich viel gethan finde, wenn ich, sobald es meine Gesundheit erlaubt, dem Briefe folge.

Vor allem soll Dümesnard seine Wachsamkeit über die Briefe, die Lucie erhält und absendet, verdoppeln. Dann soll er den Betrieb des Heirathsgeschäftes, von dem du mir neulich Nachricht gegeben, nicht erkalten lassen. Wer weiß, was, aller Wachsamkeit zum Trotze, von dem verliebten Thoren gewagt und ausgeführt worden ist! Denn daß er die Armselige noch mit aller Gluth seines starken Herzens liebt, ist mir nur zu gewiß. Ist sie aber erst die Verlobte oder Frau eines Andern, dann würden gerechter Zorn, beleidigter Stolz und bessere Erkenntniß die gehörige Umstimmung seines Gemüthes bewirken; und was dann geschehen soll, überlaßt mir! Haben wir ihn nur erst wieder, und ist jenes verhaßte Geschöpf beseitigt, dann wird

sich's zeigen, was Geist, Schönheit und Größe über ein Herz wie seines vermögen.

Damit von keiner Seite ein Aufenthalt unserer Maßregeln möglich sey, folgen hier Wechsel auf **. Laß sie dir auszahlen! Gib hin, verschwende, wirf das Geld mit vollen Händen weg, nur schaffe mir ihn wieder!

Drey und vierzigster Brief.

Gräfinn Herminie von S* an Chevalier Dümesnard.

Rettlingen den 31. Julius 1809.

Eine Stafette bringt Ihnen, mein Freund, den Auszug eines Briefes unserer abermahls ganz unglücklichen Freundinn. Der Liebling ist entkommen — das Vögelchen ist ausgeflogen. Niemand weiß, wohin? Das gibt natürlich nichts als Schmerz, Unruhe, und üble Laune. Die Wahrheit zu gestehen, nachdem ich die Briefe des jungen Menschen an seine Geliebte gelesen hatte, gab ich den letzten Schimmer der Hoffnung für Alexandrinens Wünsche auf. Dieser Mensch ist kein Ehrgeiziger, wie Sie glauben, obwohl er seinen Antheil Eitelkeit haben mag, wie sein ganzes Geschlecht. Er vermag es, nach so langer Zeit noch mit seinem Mädchen zu re=

den, wie ein verliebter Jüngling von achtzehn Jahren; er sieht noch in ihr den Inbegriff aller Vorzüge, er glaubt sie zu seinem Glücke, zur Ergänzung seines Wesens nothwendig; kurz, es ist eine Liebe, wie sie in der jetzigen Welt beynahe unglaublich scheint. Das ist der Mann nicht, um in Alexandrinens Schlingen hängen zu bleiben!

Auch ist es gewiß nur dieß strenge Weigern von seiner Seite, dieß Scheitern aller ihrer Plane, ihrer Künste an dem Felsen seiner eigensinnigen Treue, was ihm in Alexandrinens Augen den hohen Werth gibt. Es ist das Versagte, nach dem sie mit aller Kraft strebt; es ist der gekränkte Stolz der nicht in Mitte des begonnenen Werkes ohnmächtig abstehen will. Hat sie's doch vermocht, nachdem er von Paris weg war, eine Weile dort ohne ihn sich trefflich zu unterhalten! O es brauchte wahrlich nichts, als einer neuen Erscheinung, eines sehr lebhaften Interesses irgend einer, wenn auch nicht eben zärtlichen, Natur, um sie mit den Wunden der verletzten Eitelkeit auch des Eigensinnigen, der sie schlug, vergessen zu machen. Und wenn es uns nicht gelingt, den liebenswürdigen Flüchtling ihr wieder zu schaffen, wer-

de ich auf so etwas denken müssen. Es schwebt mir auch schon ein Gedanke vor. In der politischen Welt bewegt es sich sehr rasch. Wie wäre es, wenn Amor der Staatskunst Platz machte, und wir es versuchten, ihre Eitelkeit, die jener Stolze verwundet, mit den schmeichelnden Hoffnungen bedeutenden Einflusses und politischer Wichtigkeit zu heilen? Ich fürchte ihre Rückkehr, wenn Alles um sie in der einst bewegten Gegenwart nun öde und todt ist, sie überall Leerheit, Langeweile fühlet, wenn alle ihre Launen erwachen, und Niemand mehr um und neben ihr vermag, ihr eine heitere Miene abzugewinnen. Ich kenne diese Stimmung; ich habe sie in den vier Jahren unseres nähern Zusammenlebens mehr als einmahl mit ihr durchgemacht, und zittre davor. Lassen Sie uns daher, lieber Chevalier, allen unsern Scharfsinn anstrengen, um entweder eine Spur des Entflohnen und mit ihr ein Spielzeug für die rastlose Phantasie unsrer Erlauchten, oder ihn selbst — oder einen Ersatz für ihn zu finden!

Vier und vierzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 21. Julius 1809.

Seit ich dir geschrieben, mein brüderlicher Freund, habe ich wieder recht schöne, und recht wehmüthige Tage durchlebt. Das Räthsel, dessen Lösung ich damahls schon halb ahnete, hat sich auch, wie ich es dachte, erklärt. Luciens letzter Rückfall, ihre tiefe Schwermuth, ihr ängstliches Vermeiden jeder Gesellschaft hatten den Grund in dem unseligen Verhältniß, das nun schon seit fünf Jahren ein unversiegbarer Quell von Leiden für dieses vortreffliche Herz ist, und nichts als Bitterkeit in ihr stilles Leben strömt. Der wankelmüthige Elmwald, nachdem er den Winter über, treu und pflichtvergessen in den Armen seiner reizenden Herzoginn, in al=

len Freuden und Zerstreuungen des lauten Paris durchgeschwärmt, hat endlich — wie soll ich sagen? — die Grausamkeit, oder Redlichkeit gehabt, seiner alten Verpflichtungen als eines stets noch lastenden Bandes zu gedenken, und Lucien feyerlich ihr Wort zurückzugeben.

Dieser Dümesnard spürt Alles aus. Von ihm habe ich auch diese Nachricht. Die Fürstinn meldete sie mit großem Triumphe einer ihrer Freundinnen am Hofe zu K.. und dort verbreitete sich die Nachricht unter den Vertrauten dieses Liebeshandels, bis sie auch an den Chevalier gelangte.

So ist nun das Band förmlich zerrissen. Jede Verpflichtung Luciens hört auf, und was sie noch an den Falschen fesseln könnte, wäre eine Schwäche, die ich ihrem Gemüthe nicht zutrauen kann. Jetzt zwar leidet sie noch sehr. Das ist begreiflich, und sehr verzeihlich; denn, wie leicht es auch vorauszusehen war, daß Elmwald über kurz oder lang diesen Schritt thun würde, thun müße — die zarte Liebe scheidet sich so schwer von der Hoffnung, und so lange es nicht geschehen war, war sein Unterbleiben noch im Reiche der Möglichkeit. Nun aber tritt das Gefürchtete, Geahnete, grell in die Wirk-

lichkeit, und die erschütterte Natur bebt zusammen, als hätte sie den Fall nie als möglich gedacht. Es geht uns ja mit lieben aufgegebenen Kranken eben so. Wir wissen, daß wir sie bald verlieren müßen; wir meinen auch uns mit gehöriger Fassung darauf bereitet zu haben, und wenn endlich der letzte Augenblick kommt, fühlen wir den Schmerz eben so neu, so stechend, als hätten wir seine Möglichkeit nicht ahnen können.

Als ich sie zuerst nach jenen Tagen des Leidens wieder sah, als sie mir entgegenschwebte, die edle schlanke Gestalt, in dieser tödtlichen Bläſſe, mit dem Ausdruck gänzlichen Verzichtleistens auf jedes irdische Glück — ach sie erschien mir wie der verklärte Geist eines unglücklichen Mädchens, dem hiernieden der Gram um einen Treulosen das allzuliebende Herz gebrochen, und das selbst noch jenseits des Grabes die Spur unvergeßlicher Leiden in den himmlischen Zügen trägt!

Freundlich, mit einem Lächeln, dessen geduldigen Ausdruck, wie es um die zartgeöffneten Lippen schwebte, zu schildern, jeder Pinsel, jede Feder verzweifeln muß, begrüßte sie mich, und entschuldigte ihre Weigerung, mich neulich

zu empfangen. Ach! Bedurfte sie dessen wohl gegen den Freund, der ohnedieß alles weiß, und auch unwissend alles entschuldigt, was von ihr kömmt, wie weh es ihm auch im ersten Augenblicke thut! Sie hatte mir die Hand gebothen. Ich faßte sie, ich sah ihr in das große, blaue — so schmerzlich emporgerichtete Auge. Der Gedanke an ihr Unglück, an das, was sie mir, was ich ihr hätte seyn können, wenn kein Unwürdiger früher die Blüthe dieses himmelreinen Geistes geknickt hätte, ergriff mich; ein wunderbarer Streit erhob sich in mir, mein Auge schwoll von Thränen, ich hielt ihre Hand, ohne sprechen zu können. Aber mein Blick mochte ihr sagen, was in meiner Seele vorging. Sie blickte weg, die weichen Augenlieder senkten sich beschattend über die reinen Sterne, sie wollte ihre Hand leise aus der meinen ziehn. Aber ich hielt sie fest, ich schaute sie unverwandt an, ach, ich hätte gern dieses Engelsbild fest und unzertrennlich in mich aufgenommen! Lucie! hob ich endlich an: Sie haben schwer gelitten, und Sie sind nicht offen gegen einen Freund, der sein Leben gern für einen schönen Augenblick des Ihrigen gäbe.

Sie erröthete. O dieß Erröthen beschreibt

sich nicht! Es war ein Unterlaufen der durchsichtigen feinen Haut mit dem schönsten blassen Morgenroth, das eben so schnell verging, als es entstanden war — das Vorübergleiten einer himmlischen Erscheinung, die nur durch ein flüchtiges Glänzen auf einen Moment sichtbar ward.

Verzeihen Sie! hob sie nach einer Pause an: Wozu meine Last auf das Herz meiner Freunde wälzen? Jeder trägt an der seinigen genug. Daß Sie Theil nehmen würden, wußte ich; daß Sie errathen oder erfahren würden — konnte ich denken. Erlassen Sie mir das Sprechen!

Sie wandte sich ab, ich glaubte das innere Zittern zu sehen, das durch ihr ganzes Wesen ging, und mein Herz wallte in Zorn gegen den Unseligen auf, der dieses Leiden über sie gebracht hatte. Doch bekämpfte ich die Äußerung dieses Unmuths, die sie vielleicht, wie redlich sie auch gemeint war, hätte verletzen können; denn das ist wohl sichtbar, daß jenes schimmernde Bild jetzt noch in ihrem Herzen lebt. In dem Augenblick trat Jemand ins Zimmer, und unser Gespräch war zu Ende. Sie beherrschte sich mit unglaublicher Kraft. Freundlich nahm sie an den gleichgültigen Unterhaltungen Theil. Sie

führt wieder das ganze große Haus, wacht über ihre Geschwister, bereitet dem Vater schöne Tage, kurz, sie ist die Seele, und der beglückende Genius der ganzen Familie.

Mir ward so wohl, so weh an ihrer Seite. Wie bezaubert horchte ich dem Klange ihrer Stimme, folgte ich ihren Bewegungen, wenn sie kam, oder ging. Selbst ihre Trauer um einen Andern machte sie schöner in meinen Augen. Die gemischte Empfindung des Mitleids, der Liebe und Bewunderung bewährte ihre Macht, wie es Empfindungen dieser Art thun, über ein längst ergriffenes Herz. Der Tag war entscheidend für mich. Ich kann mich nicht mehr von ihr losreissen, wie ich es früher öfters wollte, und du es mir riethest; ich will sie fort und immer fort lieben. Ach, es ist doch möglich, daß jetzt, wo das letzte Band, die hohle Form, die sie noch hielt, gerissen ist — es ist doch möglich! sage ich.

Das heimliche Versprechen hinter dem Rücken des Vaters hat sie sehr gedrückt; sie hat bestimmt dadurch gelitten. Nun ist sie frey, ihr Bewußtseyn gereinigt, und die unsäglichen Leiden, welche die Verbindung mit einem Unwürdigen über sie gebracht, müssen selbst für ihr, gegen sich nur allzustrenges, Herz eine hinrei-

chende Genugthuung für das Vergehen eines leidenschaftlichen Augenblicks seyn. Es ist aller Grund vorhanden, zu glauben, daß sich ihr Geist nach und nach an diesem gehobnen Bewußtseyn aufrichten werde; sie wird freyer um sich blicken, ihr richtiger Verstand, von keiner Angst niedergehalten, von keinen Zweifeln über die Gesinnung eines Falschen, die nun offen am Tage liegt, verworren, wird sich und Andre im rechten Lichte erkennen. Dann wird auch ihr Gefühl sich zurechtfinden, sie wird ruhiger werden, die Zeit, die allgewaltige, wird mit ihren lindernden Schwingen das wundenheiße Herz kühlen, und allmählich der brennende Schmerz zu tiefer Wehmuth, und endlich zu sanfter Ergebung herabsinken. Dann wird sie anfangen zu begreifen, daß es das Schicksal nicht so schlimm mit ihr gemeint, indem es sie aus einer Verbindung gerettet hat, die in ihrem Entstehen schon den Keim ihres Todes und unendlicher Qualen in sich trug, und ihr vielleicht, wenn es zu spät war, die Überzeugung des unglücklichen Mißgriffes hätte geben müssen. Raphael! Ich glaube, ich darf hoffen!

Sie ist so unaussprechlich gut gegen mich! Wie kann ich ausdrücken, was in mir vorgeht,

wenn sie mich mit so weicher Stimme, mit so gütigen Blicken begrüßt, und mir meinen Kummer theilnehmend abfragen, oder ihn doch zerstreuen will! Ich war neulich sehr verstimmt. Ihres Vaters unseliges Project, und was Trübes daraus für sein ganzes Haus und für Lucien entstehn konnte, lag mir im Sinne. Wie soll ich die zarten Bemühungen theilnehmender Freundschaft und innigen Wohlwollens schildern, womit ihr schönes Herz meinem Kummer entgegenkam, und mich zu erheitern bemüht war — sie, die Arme, die in dem Augenblicke weit mehr als ich des Trostes bedurfte! Ich war außer mir, und wenig fehlte, so stürzte ich, überwältigt von meinem Gefühl, ihr zu Füßen, und bekannte ihr Alles, meinen Kummer, und meine Gluth für sie.

Schon schwebte das gefährliche Geständniß auf meinen Lippen, schon hatte mein Blick es früher halb ausgesprochen, da — weiß Gott! welche Macht dieß zauberische Mädchen über mich hat! — da hielt eine verborgene Kraft, die von ihr auszuströmen schien, mein aufwallendes Gefühl in strengen Schranken. Es lag etwas Unerklärliches in ihrem Betragen, das immer gleich freundlich blieb, und mir dennoch ein offenes Geständniß unmöglich machte. Als ich nachgedacht

hatte, dankte ich es ihr. Es war der Schutzgeist meiner Liebe, der unsichtbar durch sie, die Schwestersèele, so himmlischer Abkunft wie er, ein voreiliges Wort, das meinen Wünschen eher nachtheilig als vortheilhaft seyn konnte, auf meinen Lippen zurückhielt. Nein! Jetzt ist keine Zeit, sie meine ganze Liebe wissen zu lassen. Ihr Herz muß erst ruhiger, für einen zweyten Eindruck empfänglicher, und manches Trübe, was sich um uns zeigt, beseitigt werden. Florheim ist sehr nachdenklich. Ich fürchte, sein gewagter Plan, der ihm im Anfange in zu günstigem Lichte erschien, entfaltet nun seine Schwierigkeiten und Gefahren. Alles dieß muß aufgeklärt, aller Zweifel gelöst, und heller Sonnenschein um uns seyn, wenn ich das schöne Fest meiner Liebe feyern, und ihr gestehn darf, daß sie seit dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft mit stiller ausschließender Macht in meinem Herzen geherrscht hat.

Fünf und vierzigster Brief.

Derselbe an Denselben.

D . . g den 10. August 1809.

Es ist eine niederschlagende Bemerkung über die Unzulänglichkeit und Halbheit unsrer Natur, wenn wir auch an den edelsten Menschen Schwächen bemerken, und uns gestehen müssen, daß das Ideal unsrer Liebe, unsrer Verehrung, doch nicht ganz das ist, wofür es unser heißes Herz im Spiegel der verklärenden Einbildungskraft hielt. Lucie ist eine der Vorzüglichsten, vielleicht die Vorzüglichste ihres Geschlechts, und dennoch unterliegt auch sie dem Erbübel dieses Geschlechts: Laune und Inconsequenz. Sie hat mich sehr gekränkt. Daß sie in unverwarnter Jugend von einer schimmernden Erscheinung geblendet, diese für Wirklichkeit nahm, und sie mit allem Feuer

erster Liebe umfaßte, war natürlich; daß sie dann troß Stürmen und Hindernissen dieß Bild treu in ihrer Brust bewahrte, war edel und groß; daß sie aber jetzt noch — nachdem beynahe ein Jahr darüber hingegangen, seit sein eigenes Geständniß sie von seinem Wankelmuth unterrichtet, sein nachfolgendes Betragen dieß Geständniß nur zu sehr bewährt, er ihr durch sechs Monathe, berauscht von seiner neuen Leidenschaft, nicht mehr geantwortet, und endlich seit zwey Monathen durch eine unumwundene Erklärung auch das letzte Band, das ihn noch hielt, gelöst hat — daß sie jetzt noch mit eigensinniger Hingebung an ihm hängt, an seinen Werth glaubt, und ein Herz, das sich ihr mit treuer Neigung weiht, durch Kälte und Mißtrauen zu kränken vermag, das ist zu viel — es ist unrecht!

Ich habe vorgestern einen höchst unangenehmen Tag zugebracht. Du weißt, wie widerlich mir Besuche in fremden Häusern, besonders alle zahlreichen Gesellschaften sind; indessen konnte ich nichts thun, um die Ausführung eines lange verschobenen Projectes zu hindern, das denn vorgestern Statt fand. Es sollte nach Rostau zu einem Oheim Luciens gefahren werden, der ein Paar Stunden von Erlhof ein sehr schönes

Landgut bewohnt. Zwey Monathe war schon von diesem Besuche als etwas Unvermeidlichem gesprochen worden. Allerley Hindernisse hatten sich dazwischen gelegt; endlich kam er vorgestern zur Ausführung.

Wir fuhren hin. Der Weg ist angenehm, und geht zwey Stunden durch liebliche Thäler fort. Lucie saß mir gegenüber im Wagen. Sie war schön, wie seit langem nicht. Die Bläße, welche Krankheit und Gram auf ihren Wangen zurückgelassen hatten, fing seit ein Paar Tagen an, einem zarten Rosenhauche zu weichen, und der Ausdruck ergebnen Kummers, der noch in den großen blauen Augen herrschte, während der schönste Sommermorgen und die lächelnde Natur umher ihre erheiternde Gewalt über ihr Inneres behaupteten, und einen gefälligen Zug um die feinen Lippen bildeten, verklärte die holde Gestalt in überirdischem Lichte, und zog meine Seele in meine Sinnen, die bezaubert ihren anmuthigen Bewegungen folgten, und dem Klang ihrer melodischen Stimme horchten.

Recht fröhlich gestimmt kam ich in Rostau an, und fand das Haus und seine Bewohner ganz so, wie ich mir sie vorgestellt hatte. Ei-

tel prunkend, nur nach Glanz ohne wahren Genuß strebend, nur in Bewunderung ihren Stolz, nur im gehaltlosen Verkehr mit eben so seichten Menschen ihre Freude suchend, hatten sie die Stadt auf's Land mitgeschleppt, und brachten nur darum einige Sommermonathe auf ihrem Gute zu, weil es zum Ton gehört, in dieser Zeit nicht in der Residenz zu leben, und weil dort, wo sie das reichste Haus in der ganzen Umgegend machen, sich Pracht und Vermögen noch auffallender zeigen lassen.

Alles, was ich in dem ganzen Hause sah, von jedem zierlichen und kaum zum Gebrauch tüchtigen Möbel, bis zu den bunt, wie zum Ball, geputzten Töchtern, und der eben so prächtigen Mutter hinauf, athmete diesen Geist. Ich beobachtete Lucien. Auf sie schien das Alles keinen so widrigen Eindruck zu machen. Nun rasselte es nacheinander von lärmenden Kutschen zum Hofthore herein. Es waren Gäste aus der Nachbarschaft, jene Gräfinn, dieser Baron, jene reiche Banquiersfamilie, kurz der Saal füllte sich mit Gestalten, die bald in leerem Geplauder alle Nichtigkeit der sogenannten schönen Welt kund gaben.

Lucie blieb freundlich, wie vorher; sie un-

terhielt das Gespräch und schien von der Schaalheit der Menschen um sie her nichts weniger als angeekelt. Das ist der Fluch des conventionellen Lebens, daß es mit seinen Gespenstern, falsche Schaam und falsche Ehre, auch die Besten unter ihr Joch schreckt, und Seelen, wie Lucien, zwingt, ihren nichtigen Formen zu huldigen, um sich nicht lächerlich zu machen. Als ich sah, daß es nicht möglich war, sie in einem ernstern Gespräch festzuhalten, verließ ich das Zimmer, und stellte mich im Eßsaal an ein Fenster, das die Aussicht auf den wirklich schönen Garten, und eine mahlerische Fülle von Blumen both, die gewiß eben so schön, und nicht viel seelenloser waren, als die Püppchen, welche im andern Zimmer schnatterten.

Bald darauf führte eine läppische Neugierde, um einen Zug Bauernwägen zu sehen, die jenseits des Gartens den Berg herabkamen, den ganzen Schwarm hinter mir her. Nur Lucie war mit einem Paar älterer Frauen bey ihrer Tante geblieben. Das laute Volk scheuchte mich in den Gesellschaftssallon zurück, und wie ich in die Thüre trat, hörte ich, daß von dem Hofe zu K. ., von der Herzoginn, und ihrem Freunde die Rede war. Das Gespräch fesselte

meine Aufmerksamkeit. Ich näherte mich. Eine Generalinn von F..., die sonst in K.. lebt, erzählte eben von dem Verhältniß der Fürstinn zu Elmwald, als von einer bekannten Sache, jedoch in einem Tone, der einige Mißbilligung zu verrathen schien. Nicht ohne Verwunderung hörte ich, daß Elmwald von Marseille aus, wohin er ohne die Herzoginn gegangen war, um einen Urlaub, oder wie Andere meinten, um seine Entlassung angesucht habe, und die Fürstinn allein in K... zurück erwartet werde. Die Damen ergossen sich in spöttische und leichtsinnige Bemerkungen, in welche nur die Generalinn nicht einzustimmen schien. Lucie schwieg ganz. Ich konnte ermessen, welchen Eindruck dieß Gespräch auf ihr Herz machen mußte. Ich trat zu ihr, und suchte unter einem leichten Vorwand sie zu vermögen, das Zimmer zu verlassen. Sie faßte meine Absicht nicht, oder wollte sie nicht fassen; sie blieb, und sog — ich konnte sehn, wie begierig! — das tödtliche Gift ein, das jene Gespräche für sie enthielten. War doch Er der Gegenstand derselben! Sah man doch deutlich, daß keines von den Weiblein, die ihn kannten, es über sich vermochte, sein Benehmen in seinem wahren Lichte zu sehen! Jede

hatte eine Entschuldigung für den bezaubernden Verführer, jede wußte Eine seiner schimmernden Eigenschaften herauszuheben, und mit echter Weibesnatur nur auf die Frau, die ihnen an Schönheit, Hoheit und Unglück verdunkelnd gegenüberstand, alle Schuld und Schmach zu häufen! Ich kann dir nicht sagen, wie jenes Geklatsch mich empörte, wie es mir wieder klar ward, was ich hundertmahl beobachtet, daß man diese weichen Seelen despotisiren muß, um ihrer Billigung bey jeder, auch der zweydeutigsten, Handlung gewiß zu seyn. Der Freund, der sich ihnen zärtlich und bescheiden naht, wird nicht erkannt, und meist zurückgesetzt. Sie wollen nicht auf Gleich und Gleich behandelt, sie wollen unterjocht seyn; dann erst ist ihnen wohl.

Die Wirkung dieser Unterhaltung auf Lucien war sichtlich. Eine höhere Lebhaftigkeit sprach aus ihren Zügen und Blicken; Unruhe, Schmerz, und vielleicht eine leise Hoffnung, wie thöricht sie auch seyn mochte, bemächtigten sich ihres Geistes. Ich versuchte es später, als nach der Tafel jenes Gespräch längst von der Gesellschaft vergessen war, den Gegenstand desselben von ferne zu berühren; ich glaubte, es würde ihr willkommen seyn, sich gegen den theil=

nehmenden Freund über das, was ihren Busen sichtbar bewegte, aussprechen zu können. Raphael! Welche Verkehrtheit in dieser sonst so klaren Seele! Mit einem Ausdruck der Züge und der Blicke, den in Worten zu geben ewig unmöglich bleibt, sah sie mich eine Weile schweigend an; dann, indem eine Thräne in dem wunderschönen Auge glänzte, sagte sie sanft: Lieber Neuenbach! Ich fühle die ganze Güte Ihres Benehmens gegen mich; aber gönnen Sie mir nur noch heut die Freyheit, über das, was ich seit einigen Stunden in meine Brust aufgenommen, schweigen, und dessen Eindrücke erst mit mir selbst in's Reine bringen zu dürfen!

Das war doch zu bitter! Auch erwiederte ich nichts, und trat, mit einer stummen Verbeugung gegen sie, zu einer Gruppe junger Männer, die in der nächsten Allee nach Art dieser jungen Herrn die wichtigsten Angelegenheiten ihres thatenreichen Lebens, Pferde und Theater, abhandelten.

Meine Stimmung war für den Rest des Tages verdorben; und nun zwang uns zu meinem größten Verdruß ein aufsteigendes Gewitter, in die Zimmer zurückzukehren, und den Rest der Zeit durch ein abgeschmacktes Spiel,

wahrlich nicht zu tödten, aber in eine unendliche Ewigkeit auszudehnen. Welche schalen Gedanken, welcher hirn- und anstandslose Witz da ausgekramt wurde! Und selbst Lucien wagte es Mancher sich in seiner Gemeinheit zu nähern. Mir kochte die Galle über, und als die Reihe an mich kam, aus aufgegebenen Worten eine Erzählung aus dem Stegreife zusammenzusetzen, gab ich ihnen meine Meinung von ihrem Spiele, wie von ihrem Betragen, ziemlich deutlich zu verstehen. Es wirkte, die Bursche wurden still, und das Spiel hatte bald darauf sein erwünschtes Ende.

Über dem Nachhausefahren war Lucie ganz still, und in sich versunken. Wahrscheinlich regte die unermüdete Hoffnung auf's Neue ihre Schwingen in ihrer allzutreuen Brust, weil doch aus jenen Gesprächen hervorzugehn geschienen hatte, als ob das Verhältniß Elmwalds zur Herzoginn — wenigstens für den Augenblick gestört sey. Ich war weit entfernt, den Lauf dieser angenehmen Gedanken durch mein Gespräch zu unterbrechen, ich ließ sie sich ungehindert in den Welten ihrer Erinnerung und Hoffnung ergehen; aber ich kann nicht läugnen, daß ich diesen Tag einen Blick in Luciens Inneres

gethan hatte, der meine Erwartungen sehr niederschlug. Wie ist es möglich, daß sie noch mit dieser Gewalt an diesem Gegenstand hängt? Was kann ich für die Zukunft hoffen, wenn sein Bild nach Allem, was vorgegangen, noch so ausschließend in ihrer Brust herrscht, und, was ich bin und leiste und fühle, so gar wenig Werth für sie hat? O Raphael! Wie ich dir im Eingang des Briefes sagte, es sind schmerzende Erfahrungen über die Unzulänglichkeit alles menschlichen Strebens und Seyns, wenn wir an den Besten so unbegreifliche Schwächen entdecken!

Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen; und ich hatte Augenblicke, wo ich mir wünschte, sie nie wieder sehn zu dürfen. Ich wollte nicht mehr nach Erlhof gehn, ja ich wollte einen Vorwand zu einer längern Reise und Abwesenheit suchen. Es läßt sich aber nicht thun, ohne unerhörtes Aufsehen zu erregen; und du weißt, Aufsehen ist das, was mir unter vielen widerlichen Dingen am widerlichsten ist. Zudem auch bedarf Florheim meiner jetzt sehr. Ich finde ihn jeden Tag ernster, ja ängstlicher. Es scheint, sein geheimnißvolles Geschäft raube ihm die Freyheit, wie die Besonnenheit seines

sonst so klaren Geistes. O warum hat er sich von dem unseligen Mammon blenden lassen! Meine Warnungen wurden überhört, und jetzt ist wohl nichts mehr zu thun, um das Geschehene zu hindern. An mir soll er auf jeden Fall einen verschwiegenen Vertrauten, und, wenn ich ihm schon kein Helfer seyn wollte, doch einen treuen Freund finden.

Sechs und vierzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

Erlhof den 12. August 1809.

In einer Gemüthsstimmung, wie die meine, wäre vollkommene Ruhe und Entfernung von allen Eindrücken der vielbewegten Außenwelt das einzige, wovon ich mir Linderung meines Zustandes versprechen könnte. Im Kreise der Meinen, wenn ich gar kein fremdes Wesen um mich erblicke, keine ungewohnte Einwirkung mich aufregt, ist mir am besten. Aber man läßt mich diese Ruhe nicht lange genießen. Sie meinen es gut, sie denken mich zu zerstreuen, weil sie der Anblick fremder Gegenstände und Personen angenehm anspricht, weil die frohen, nach jedem äußern Eindruck haschenden, Herzen sich durch mannigfaltige Berührungen in ein

behagliches Spiel gesetzt fühlen. Das ist nun Alles nicht so bey mir. Aber ich habe gut reden. Sie glauben mir nicht, sie ziehen mich mit sich fort, und weigere ich mich einmahl, so muß ich Vorstellungen und Ermahnungen anhören, denen ich dennoch das Geschwirre eines Gesellschaftssaales vorziehe, weil es mein Inneres nicht so unmittelbar verletzt.

So waren wir vor einigen Tagen in Rostau bey dem Oheim. Neuenbach begleitete uns wie immer. Ich sehe ihn gern um mich, denn ich achte ihn herzlich. Mag man ihn für meinen bestimmten Bräutigam halten! Mir verschlägt das nichts; denn meine Hoffnungen sind zu Ende, und Er weiß zu gut, wie er mit mir steht, und von welcher Art meine Gefühle für ihn sind, als daß ich einst den Vorwurf fürchten müßte, ihn mit täuschenden Erwartungen hingehalten zu haben. Also fuhr er mit mir, dem Vater und Fanny hinüber, und nachdem mein Widerwille gegen jeden Besuch überhaupt überwunden war, gab ich mich dem wohlthätigen Eindrucke hin, welchen die Fahrt durch ein wunderschönes Thal auf mich machte, das waldbekrönte Hügel zu beyden Seiten umkränzen, ein rascher Fluß durchströmt,

und freundliche Bauerhöfe, mitten in ihren Pflanzungen liegend, verschönern. Nach zwey Stunden kamen wir bey dem Oheim an. Wir hatten ihn heuer noch nicht besucht; meine frühere Kränklichkeit und des Vaters Geschäfte hinderten uns daran. Ich sah also zum erstenmahl seit dem vorigen Herbst, wo der Zufall eine ganz andere Gesellschaft hingeführt hatte, dieses Haus wieder.

Ich hatte mich auf den Eindruck gefürchtet; er war nicht so schmerzlich, als ich gedacht. Nur wehmüthige Empfindungen bemächtigten sich meiner. Ich hätte mich gern meinen Thränen hingegeben, wenn ich gekonnt hätte; aber keine Bitterkeit mischte sich in meinen Schmerz.

Ich dachte eines Verstorbenen, eines durch den Tod zerrissenen Bandes; denn so fängt nach und nach, da alle Spur der Erinnerung, des Zusammenhangs sich verloren hat, mein Verhältniß an, mir zu erscheinen, und ich versank nicht ohne geheime Wollust in die Vergangenheit. Ich blickte die Stellen an, wo eine nun verschwundene Gestalt mir erschienen war; ich rief mir Worte, Blicke, Beziehungen zurück; mir war so weh, und doch so wohl. Ich war in meiner Welt, der Vergangenheit; was

um mich war, ging mich nichts an. O daß man mich so gelassen hätte!

Du kennst den Oheim und die Tante. Es sind gute, lebensfrohe Menschen. Ihnen ist nicht wohl, als wenn es um sie von Menschen wimmelt, und recht viele da sind, um die äußerst geschmackvolle Einrichtung, den ausgesuchten Tisch zu bewundern. So rasselte denn, da man unseren Besuch gewußt und sich darauf vorbereitet hatte, ein Wagen nach dem andern in's Schloßthor, und bald war unsere Gesellschaft auf vier und zwanzig Personen angewachsen. Unter diesen trat eine Frau von mittleren Jahren, der zwey sehr hübsche und sehr junge Mädchen folgten ein. Der Ausdruck dieser Gestalt fiel mir auf. Es war ein edler, ziemlich hoher Wuchs; in den regelmäßigen, obgleich nicht schönen, Zügen lag Geist und Hoheit; ihr Anstand war der der feinsten Welt, ihre Sprache gebildet. Die Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft. Die Fremde äußerte sich bestimmt und klar über alle Gegenstände, mitunter auch wohl streng. Jetzt fiel das Gespräch auf Jugendbekannte der Tante, die ihre frühern Jahre in K** zugebracht, auf den Hof daselbst, und einige Verhältnisse in der Residenz. Mit einmahl erhob sich aus

verschiedenen kleinen Beobachtungen, und dem Umstande, daß ich die Fremde, Frau Generalinn, nennen hörte, die Gewißheit, daß ich Frau von F**, die Correspondentinn meiner Tante, die Nachbarinn der Herzoginn in Lindenhain, die Theilnehmerinn jenes unseligen Landaufenthalts vor mir sähe. Wie mich das innerlich aufregte, kannst du denken. Ich that nun, was ich, ohne mich zu verrathen, thun konnte, um jenes Gespräch zu unterhalten. Zwar fing mein Herz an, aus seinen tiefsten Wunden zu bluten; aber ich mußte hören, ich mußte wissen, was zu wissen war. Es kam auch bald, wie ich es gewünscht hatte. Ich erfuhr nun, daß die Herzoginn von Z** an ihres Vaters Hofe zurückerwartet würde. Sie hatte Paris schnell verlassen. Warum? wußte man im Publikum eigentlich nicht. Die Generalinn glaubte die Ursache darin zu finden, daß Paris seinen größten Reiz für sie verloren habe. Ich horchte gespannt. Der Tante sah ich das brennende Verlangen an, mehr zu wissen. Die Generalinn beobachtete eine anständige Zurückhaltung. Es waren viele ihr fremde Personen im Zimmer. In dem Augenblicke zog ein Lärmen außerhalb des Gartens fast die ganze Gesellschaft neugie-

rig in den Eßsaal, um zu sehen, was es wäre. Da rückte die Tante ganz nahe an die Jugendfreundinn, und fragte halbleise: Ist der Cabinetssecretär noch in Paris, oder mit ihr fort?

Das ist's eben! erwiederte die Generalinn gleichfalls leise: Er hat Paris vor ein Paar Monathen verlassen müssen; ein Befehl seines Herzogs bestimmte ihn nach Marseille. Von dort nun schrieb er um die Enthebung von seinem Geschäfte, weil seine Gesundheit gelitten habe.

Um seine Enthebung?

Oder wenigstens um einen Urlaub. Darüber herrscht noch Dunkel am Hofe. Niemand weiß, was eigentlich an der Sache ist. Genug, die Herzoginn kommt allein.

Und ist ihr Verhältniß mit Elmwald zu Ende?

Die Generalinn zog die Schultern: Auch hierüber weiß ich Ihnen nichts zu sagen. Ich wünschte es von Herzen, und nach allem, was, und wie ich von dieser Trennung erzählen hörte, ehe ich K** verließ, darf ich glauben, daß das zweckwidrige Bündniß endlich zerrissen ist.

Die Tante ergoß sich in Bemerkungen, bey welchen die Herzoginn und ihr Freund übel wegkamen; sie war sehr genau, aber sehr gemein unterrichtet.

Die Generalinn widersprach in Manchem. Aus ihren Reden ging mehr Achtung für Elmwalds Character hervor. Sie tadelte weit strenger das Betragen der Herzoginn, die excentrische Richtung ihres Geistes, die Freyheit, mit der sie sich über die Gesetze der weiblichen Sitte hinaus zu setzen wagt. Die Übrigen stimmten ihr bald bey; die Elmwald persönlich kannten, entschuldigten ihn eifrig. Mein Herz war von tausend streitenden Empfindungen bewegt; ich wußte nicht, ob die Urtheile der Generalinn, die streng und scharf, wie mit spitzen Fingern, in das Innerste der Gemüther zu greifen, und seine zartesten Saiten wie mit einem Messer zu zerlegen schien, oder die gemeinen Ansichten der Andern, die Alles nieder zu sich in den Staub der Alltäglichkeit zogen, mir weher thaten.

Jetzt gerade trat Neuenbach, der mit den Übrigen das Zimmer früher verlassen hatte, in die Thüre, und hörte einen Theil des Gespräches, das natürlicher Weise auch für ihn Wichtigkeit hatte. Mir war das sehr unangenehm; denn ich konnte ermessen, auf welche Art ihn das berührte, und erfuhr es bald aus seinem Benehmen. Er suchte mich zu bewegen, daß ich das Zimmer verließe; er wollte mich abziehn,

zerstreuen. Mein Gott! Ich erkenne seinen guten Willen, wie ich soll; aber konnte ich fort, wenn von jenen Gegenständen gesprochen wurde? Ich that, als verstünde ich seine Absicht nicht, und blieb. Das verstimmte ihn; und nach Tische, als er mir den Arm both, um mich zum Kaffeh, der im Garten servirt war, zu führen, fing er, wahrlich zur Unzeit, an, jenen Gegenstand abermahls zu berühren, und an meiner mühsam gehaltnen Fassung mit leisen Versuchen des Tröstens, Zuredens, zu rütteln. Das konnte ich nicht aushalten. Mit schmerzlichem Gefühl, aber gewiß sehr sanft bath ich ihn, meiner in dem Augenblicke zu schonen: ich würde mich finden, und dann offen mit ihm reden. Er war gereizt. Finster sah er zur Erde nieder, und schwieg; und als wir die Gesellschaft, hinter der wir ein wenig zurückgeblieben waren, erreicht hatten, ließ er mit einer Verbeugung meinen Arm los, und trat zu den Männern. War das recht? Ich glaube nein; auch trug es nicht bey, mein ohnehin tief aufgeregtes Gemüth zu beschwichtigen.

Von diesem Augenblicke an war er gespannt, mißmuthig, und fand es so wenig der

Mühe werth, sich Gewalt anzuthun, daß Jedermann es bemerken mußte, und Einige sich sehr unzarte Scherze deßhalb gegen mich erlaubten. Das vollendete die Gährung, in welcher mein Inneres sich befand, weil es mir deutlich zeigte, welche Vorstellung man von meinem Verhältniß zu Neuenbach hatte, und zwar in dem Augenblick, wo alle Fibern meines Herzens durch jene Erinnerungen, durch die Muthmassungen und Möglichkeiten, die sie in mir aufgeregt hatten, in peinlicher Erschütterung waren. War Alphons wirklich krank? War es Vorwand, um sich von der Herzoginn los zu machen? Warum hatte sie, die jeden Schein mit Füßen trat, ihn nicht auch nach Marseille begleitet, und kam ohne ihn zurück? Und was konnten seine Aussichten seyn, wenn er wirklich seine Entlassung gefordert hatte? Das alles wirrte sich in meinem Gehirn hin und her — und ich sollte Auskunft über Neuenbachs Verstimmung geben!

Gegen Abend, als es bald Zeit war, nach Hause zu fahren, zog ein Gewitter herauf, und nöthigte uns den Garten zu verlassen. Es brach bald darauf mit solcher Gewalt aus, daß es Niemand wagen durfte, nach Hause zu fahren, und die schon bespannten Wagen wieder fortge-

schickt wurden. Wir versammelten uns im Saale, und es wurde vorgeschlagen, ein gemeinschaftliches Spiel zu spielen. Wir setzten uns in die Runde, und allerley Witziges, oder witzig seyn Sollendes kam auf die Bahn. Ich gab nicht viel Acht, doch sah ich zuweilen Neuenbachs tadelnde, ja beynahe trotzige Blicke von der Seite auf mich geheftet; denn er hatte weit von mir seinen Platz gewählt. Ach! dachte ich: Wie magst du dich um ein Nichts so quälen, während so bittere Schmerzen in meinem Herzen wühlen! Bey den freylich nicht immer feinen Scherzen der jungen Leute verzog sich seine Miene mißbilligend, und als die Reihe zu erzählen an ihn kam, gab er statt der Posse, wie andere thaten, eine ernste fast pathetische Erzählung, die versteckte aber doch kennbare Anspielungen enthielt, und die Gesellschaft, nicht zum Lachen — dazu waren sie zu artig — aber zum Gähnen brachte. Das that mir weh. Ich schätze Neuenbach zu sehr, und fühle mich ihm zu sehr verpflichtet, als daß ich nicht wünschen sollte, er möchte überall den vortheilhaften Eindruck machen, den sein Character verdient, und der in größern Gesellschaften durch ein unsicheres, halb

zierliches, halb steifes Betragen meist verloren geht.

Wir fuhren spät nach Hause. Er behielt seinen Trotz gegen mich auch beym Abschied, obwohl er wußte, daß wir uns wohl acht Tage nicht wieder sehen werden. Der arme Freund! Ich konnte nichts, als ihn bedauern. Mein Kopf war zu sehr mit meinen eigenen Gedanken, mein Herz mit meinen Sorgen erfüllt, als daß ich einen Versuch hätte machen können, seinen Unmuth zu zerstreuen; denn ich fühlte zu sehr, daß es mir in jener Stimmung nicht gelingen würde, und so ließ ich ihn lieber unversöhnt scheiden. Ich hoffe, es wird sich wieder Alles in sein Geleise finden.

Seit diesem Tag nun in Rostau habe ich meine ergebene Fassung, das mühsame Werk langer Kämpfe, nicht wieder gefunden. Was ich dort gehört, hat tausend Gedanken in mir entzündet, die beunruhigend in mir arbeiten, und sich nicht zur Ruhe wollen sprechen lassen. O Gott! Wenn er krank wäre, und allein im fremden Lande, auch von ihr verlassen, die ja herzlos nur sich in ihm gesucht, und, nun er ihr keine Unterhaltung mehr biethen kann, sich von ihm zurückzieht. Er war nie von starker

Gesundheit; Reisen, anstrengende Geschäfte, und ein ganz verschiedenes Clima können höchst nachtheilig auf ihn gewirkt haben. Und sie verläßt ihn! O wenn ich bey ihm seyn, wenn ich — Thörichtes Herz! Stille die vorlauten Wünsche! Hemme die unnützen Sorgen! Er ist vielleicht nicht krank, es ist vielleicht ein verliebter Zank, nichts weiter, auf den eine schönere Versöhnung folgt. O Rosalinde! Das thut sehr weh! Dennoch sage ich es mir recht oft vor, um jede aufstrebende Hoffnung, jede thörichte Rückkehr gewaltsam zu ertödten. O warum bin ich in Rostau gewesen!

Sieben und vierzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**.

Frankfurt den 13. August 1809.

Habe Dank, geliebteste Herminie, für die Sorge deiner treuen Freundschaft, mit der du dich deiner leidenden Alexandrine angenommen, und ihr in dem thätigen klaren Freund, der auf dein Geheiß mich schon hier erwartete, als ich trüb, an Geist und Körper leidend, von Straßburg ankam, eine so schöne Gabe gesendet hast! Seitdem hat er wie ein verständiger theilnehmender Arzt nicht bloß durch seine Thätigkeit und seine weit verbreiteten Verbindungen Anstalten getroffen, den herrschenden Wunsch meiner Seele zu erfüllen, und so durch Heilmittel

mein wundes Herz zu behandeln; er hat auch durch die Ruhe und Sicherheit seines Geistes wohlthätig auf mein allzugereiztes Gemüth gewirkt. Es dämmern Hoffnungsstrahlen von fern am umnachteten Horizont meines Lebens. Dümesnård hat einige Spuren des Flüchtlings entdeckt. Sie weisen nach der französischen Schweiz. Was er erfährt, und mit unsäglicher Mühe auf tausend Wegen bewirkt, theilt er mir redlich und schnell mit, und erquickt durch die helle Ansicht, in die er es zu stellen, und alle Möglichkeiten und Vermuthungen in ein klares Ganzes zu ordnen weiß, mich fast eben so sehr, als durch jene Nachrichten.

Es ist seltsam, was Lagen, Stimmungen aus dem Menschen machen, und wie sie ihn oft in ein von dem ehmahligen ganz verschiedenes Wesen umformen können. In der veränderten Stellung stellt auch Alles um uns her sich verändert dar. Wir sind auf einen andern Punct in dem labyrinthisch geordneten Bau getreten. Anders reihen sich nun Säulen, Pfeiler, Wände um uns, wir sehen nicht mehr, was wir früher erblickten; was uns damahls entging, zeigt sich jetzt im schönsten Licht. Die Gegenstände sind dieselben, auch wir tragen dieselbe Gestalt, die-

selben Züge, wir meinen auch noch dasselbe Gemüth zu seyn, weil wir uns der ungeheuern Umstaltung kaum bewußt werden, welche Zeit und Schicksale mit uns vorgenommen haben — und wie anders erscheint uns Alles, wie anders fühlen wir uns zu Allem!

Als ich zuerst den Chevalier in Mayland traf, war die weite Welt mit allen ihren Blüthen, Freuden und Strahlen mir, düster aus der düstern Heimath Kommenden eben aufgegangen. Zu Hause hatte ich es nicht mehr ausgehalten, mein Gemüth war tief verletzt, und alle meine Hoffnungen auf Erdenseligkeit weggebrochen. Da floh ich nach dem Lande der Farben und Töne, da fand ich dich, die zu Hause mir fremd geblieben war. Unsere wunden Herzen, von ähnlichem Leid bewegt, schloßen sich aneinander, und um uns her fing es an zu tagen. Helle Lichter eines vielbewegten Lebens im milden Süd zuckten um uns auf, aller Reiz der Kunst, und alle heiligen Erinnerungen der Geschichte umfingen uns mit unbegreiflichem Zauber. Mein Herz schwoll hoch auf, es wollte nur empfinden, nur genießen, nur schwelgen in dem Ocean der Seligkeit, der mich umfloß.

Weißt du noch beym Besehen des Doms in

Mayland wie wir oben standen, schwelgend in der Unermeßlichkeit des Gesichtskreises, die Lombardie zu unsern Füßen, ein tiefblauer Himmel über uns gewölbt, und von fern die Spitzen der Alpen im Sonnenglanz verklärt? Ich war außer mir! Da tönte es von Tritten hinter uns, fremde Männer stiegen zu uns herauf, es waren der Chevalier und seine Begleiter. Sie stellten sich nicht fern von uns, und ich hörte Dümesnard mit seiner gehaltnen Stimme und seinem stets ruhigen Ton sich in scharfzergliedernde Bemerkungen, in Tadel, in Verbesserungs-Vorschläge einlassen, den Gesammteindruck mit klugem Sondern in seine einzelnen Theile zerlegen, so daß es mich kalt überlief über den nüchternen Verstandesmenschen, der es vermochte, in diesem Augenblick das botanisirende Messer an die Blüthe seines Gefühls zu bringen, sie zu zerlegen, und in ihre Bestandtheile aufzulösen, bis zuletzt nichts als eine traurige Leiche überblieb. Von dem Augenblicke an war mir der Chevalier fast widerlich; und es bedurfte meines vollen Vertrauens auf dein Urtheil, um nicht sehr scharf über den ganzen Werth des Mannes abzusprechen. Nur um deinetwillen lernte ich ihn zuerst ertragen, und bey näherem Zusammenleben achten.

Seitdem sind an sechs Jahre verflossen. Mein Inneres hat manche Veränderungen erlitten. Sie waren meist sehr schmerzhafter Art, gleich den letzten. Zeit, Erfahruug, und oft hintergangene Erwartung haben mich besonnener gemacht. Ich habe einsehn gelernt, daß die Äußerlichkeiten oft, ja fast allemahl täuschen; ich habe heiße Gluthen plötzlich erlöschen, und in den scheinbar reichsten Gemüthern Schwäche, Inconsequenz gefunden. Das hat mich nachsichtig mit fremder Art zu seyn, es hat mich minder fordernd für mich selbst gemacht. Jetzt sah ich Dümesnard wieder, und jetzt fand ich ihn einen ganz Andern!

Seine Ruhe beschwichtigte die reizbare Beweglichkeit meines Gemüthes, seine klare Ansicht half mir die innere Verwirrung meines Kopfes ordnen, und selbst seine Kälte stieß mich nicht mehr ab; denn was hatten nicht Leidenschaftlichkeit und heißes Gefühl mir verheißen, und was ward mir gehalten? So finde ich mich durch seine Gesellschaft angenehm angesprochen, und durch das, was er für mich gethan und noch ferner zu thun gedenkt, getröstet.

Ich sehe ihn beynahe täglich, und wenn mein Gemüth sich seiner tröstenden Theilnahme er=

freut, so fühlt auch mein Geist sich befriedigend durch seine vielseitigen Kenntnisse angeregt, und sein oft schneidender Witz, seine Sophisterey belustigen mich, ohne mich mehr wie einst in jener phantastischen Zeit zu verletzen.

Ich habe Briefe von meinem Vater erhalten. Er ist trostlos über Elmwalds Entweichung. Er schreibt in Ausdrücken von ihm, die alle meine kaum beschwichtigten Schmerzen wieder aufgeregt haben. Er versichert, ihn nicht missen zu können. Er stand neben ihm wie seine eigne Jugend, und schien wenigstens den fürstlichen Gebiether wie ein Sohn zu lieben. O mein Vater! Du bist es nicht allein, der leidet, dem dieser Trotzkopf durch seine herzlose Entfernung jede Freude des Lebens geraubt! Auch mich hat er, ganz arm an jedem Glück, allein, freundlos in einer fremden Welt zurückzulassen vermocht, in die ich nur um seinetwillen ihm gefolgt war! Wer hätte das von Alphons geglaubt!

Man meldet mir den Chevalier. Er wird mir Wichtiges zu bringen haben; denn er erwartete bis heut eine Antwort aus Lausanne, wohin er in unserer Angelegenheit geschrieben. Ich freue und fürchte mich auf diese Nachricht. O wenn ich ihn nicht mehr besitzen, mich seiner

nicht mehr freuen soll wie einst, dann will ich lieber auch gar nichts mehr von ihm wissen, dann sey, was nicht mehr schön seyn kann, lieber ganz aus der Wirklichkeit gestrichen, und der beraubte Lenz mit allen seinen abgestreiften Blüthen in's Meer der Vergessenheit versenkt! Leb wohl!

Acht und vierzigster Brief.

Gräfin'n Herminie von S** an den Chevalier Dümesnard.

Rettlingen den 25. August 1809.

Was soll ich sagen, mein Freund? Wie soll ich mich ausdrücken, um mein Erstaunen, meine Bewunderung und mein Vergnügen lebhaft genug zu schildern? Sie in beständigem Umgang mit Alexandrinen, beyde angenehm von einander angesprochen, beyde mit einander sehr zufrieden, und wenn mich nicht Alles trügt, beyde so ziemlich auf dem besten Wege, sich einander noch mehr zu werden? Wer mir das vor einem halben Jahr noch gesagt hätte! Als einen Träumer hätte ich ihn verlacht, und seine Prophezeyhung als Unmöglichkeit verworfen.

In dem Briefe Alexandrinens, welcher mir Nachricht von dem Zusammentreffen in Frank-

furt gab, war der Entflohene wohl noch mit reger Trauer gedacht, aber doch, wie mich dünkt, mit weit mehr Ruhe, als nach den frühern Äußerungen zu erwarten war. So bewährt sich denn vielleicht auch hier das Gesetz der Contraste, und die flammensprühende unstäte Alexandrine findet sich durch die Klarheit und Ruhe des welterfahrnen Freundes nach so vielen Stürmen beschwichtigend angesprochen. Nun, es soll mich freuen, wenn es sich macht, und ich die erste Veranlassung gab, daß zwey so verschiedene, ja entgegengesetzte Gemüther sich einander freundschaftlich nähern.

Freundschaftlich! — Merken Sie das Wort wohl, mein lieber Chevalier! Mehr als Freundschaft kann und darf aus Eurer Verbindung nicht werden. Im Grunde paßt Ihr doch nicht zusammen, und die streitenden Elemente, ungeduldig des allzufesten Bandes, würden sich früh oder spät gewaltsam losreißen und es sprengen. Das verlieren Sie ja nie aus den Augen, mein Freund, und halten Sie sich hübsch in der Negative! Seyen Sie Alexandrinen recht viel, suchen Sie mit Ihrer ruhigen Weltansicht auf dieß aufgeregte allzureizbare Gemüth wohlthätig zu wirken, glauben Sie aber dem Rathe

einer alten Freundinn, die ihre reizende Schöne besser, als Sie, lieber Chevalier, besser, als jene vielleicht sich selbst kennt! Dieß Gemüth ist nicht für Ruhe und Stille gemacht. Sie sucht sie wohl aus natürlichem Bedürfniß, wenn sie einmahl von Leidenschaften und selbst geschaffnen Widerwärtigkeiten wie jetzt müde gejagt ist; aber sie vermag sich nicht darin zu halten. Nur in stetem Wechsel, nur in lebhafter Aufregung, ja in Stürmen bewegt sich ihr Herz am freysten, und fühlt alle seine überwiegenden Kräfte genügend in's Spiel gesetzt. Alexandrine hätte ein Mann werden, und ein Land zu regieren haben sollen. Das wäre ein Wirkungskreis, ihren Fähigkeiten, so wie ihrer Liebe zur Herrschaft angemessen.

Indessen gefällt es mir wohl, euch zuzusehen, und zu beobachten, wie lange und unter welchen Abwechslungen sich eure Verbindung erhalten wird. Nur das lassen Sie mich Ihnen einschärfen, lieber Chevalier! Vergessen Sie über der schimmernden neuen fürstlichen Geliebten die alte bewährte Freundinn nicht, deren Schilderungen eigentlich Sie das meiste Gute danken, welches die schöne Alexandrine von Ihnen weiß!

Neun und vierzigster Brief.

Chevalier Dümesnard an die Gräfinn Herminie von S**

Frankfurt den 1. September 1809.

Mit lebhaftem Vergnügen entfaltete und las ich Ihren Brief, meine schöne Freundinn, und in ihm die Beweise Ihrer gütigen Theilnahme. Wenn ich auch nicht selbst, sey es durch innere Harmonie unserer Seelen, oder durch meine Beobachtungsgabe, auf dieselben Ansichten von dem Character unserer reizenden Erlauchten, und der nothwendigen Gestaltung, die jede Verbindung mit ihr annehmen muß, gekommen wäre, so würde ich Ihre weisen Rathschläge, schon weil sie von Ihnen kamen, befolgt, und mich gegen allzu verführerische Lockungen verwahrt haben. So aber, wie die Sachen jetzt stehn, ist für

meine Ruhe nichts zu besorgen. Von Ihnen gewarnt, von meinen eigenen Bemerkungen geleitet, und durch täglichen Umgang mit der schönen, übergeistreichen Frau in täglicher Übung der Waffen erhalten, lerne ich, wie Rinaldo bey Armiden, den Pfeilen dieser Augen, der Melodie dieser Stimme, dem lebendigen Spiele dieser Phantasie, den zauberzerstörenden Schild, den Sie, als mein treuer Ubaldo, mir gereicht, entgegensetzen, und befinde mich leidlich dabey. Damit soll aber gar nicht gemeint seyn, als wäre ich unempfindlich gegen so viel Schönes, das ich stets vor mir sehe. Alexandrine ist sehr schön, und kann, wenn sie will, sehr liebenswürdig seyn. Sie fand es bis jetzt nicht der Mühe werth, dieß ganz, so wie sie es kann, gegen mich zu seyn. Ich erkenne das wohl; denn ich habe sie in Mayland in allem Glanze ihrer Unwiderstehlichkeit gesehen. Daß ich diesen Unterschied fühle, sichert mich auch für den Zeitpunct, wo es ihr einmahl, der Abwechslung wegen, oder weil sie nichts Besseres zu thun wüßte, einfallen könnte, sich mir eben so zu zeigen. Ich habe ihr zu genau in die Karten geschaut, und werde mich zu hüthen wissen. Aber mich ergötzt dieses Spiel; es füllt manche leere Stunde mei-

nes nicht sehr beschäftigten hiesigen Aufenthaltes aus, und bereichert mein Buch der Erfahrungen. Es könnte zu mancherley gut seyn, diese Herzoginn, die ihres Vaters Herz und somit vielleicht seinen Scepter in Handen hat, seine gewogene Freundinn nennen zu können; es könnte — doch wozu alle Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten aufzählen, die sich in der Ferne der Zukunft verworren vor meinem Blick bewegen! Laßt uns der Gegenwart genießen, so lange sie uns lächelt, und nicht forschen, was drüber hingeht! Für jetzt soll es meine Aufgabe seyn, die schöne Unglückliche zu trösten, ihr entweder den entflohenen Freund wieder zurückzuführen, oder, wenn das nicht gelingt, zu versuchen, was ich ihr gelten kann. Auch werden Sie wohl einsehen, meine schöne Freundinn, daß der Eifer, womit ich den ersten Theil meines Planes ausführen werde, sehr von dem abhängt, was ich vom zweyten zu hoffen habe. Werden Sie mich deßhalb eigensüchtig oder wohl gar falsch schelten? Ich denke, nein! Daß jener düstere Mensch, mit seiner eigensinnigen Liebe für die alte Schöne, eine Frau wie Alexandrinen nicht beglücken kann, ist erwiesen; eben so erwiesen ist, daß noch kei-

ne ihrer Leidenschaften länger gedauert hat, als bis sie des Heißgewünschten ganz sicher war. Was thun wir für Übels, wenn wir jener unrecht gepaarten Verbindung ein Ende machen, die Keinem Glück, und Alexandrinen, indem sie, langsam und allmählich aufhörend, selbst den Reiz eines verschönernden Unglückes verliert, keinen wahren Verlust zuziehen kann? Lassen Sie uns also klar erkennen, was wir wollen, und dann mit raschen Schritten auf unser Ziel los schreiten! Daß ich auf Ihren Beystand zählen kann, weiß ich, und werde Ihre Hülfe vielleicht bald in Anspruch nehmen.

Fünfzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

Erlhof den 1. September 1809.

Vor zwey Monathen habe ich einen frevelhaften Gedanken ausgesprochen, indem ich dir in einem meiner Briefe schrieb: Wenn nur so ein Wesen, das nun einmahl hienieden nicht mehr glücklich seyn kann, auch die Macht hätte, die Leiden seiner Lieben auf sich zu nehmen! Ob in einem verlornen Daseyn ein Paar Dornen minder oder mehr stehn, was liegt daran? Das war eine Großsprecherey; und der Himmel hat mich dafür gestraft. Ach, ich bin nicht so edel, als ich damahls in der Eitelkeit des Unglücks dachte! Wenn wir recht unglücklich sind, sind wir so geneigt, uns für bes-

ser als andere Menschen zu halten; wir erheben uns in der Idee eben so hoch über sie, als der Himmel sie im Glück über uns gestellt hat; wir vermessen uns, recht viel dulden und leisten zu können; und wenn das Schicksal uns beym Worte nimmt, wie jetzt mich, o wie stürzt die geträumte Größe in Staub zusammen! Wie fehlt es uns an Allem, was wir damahls zu besitzen glaubten, an Kraft, an Willen, selbst an Geduld und Liebe!

Mein Vater kam gestern zu ungewöhnlicher Stunde nach Erlhof, und ließ mich in den Garten rufen. Ich fand ihn allein in der Laube. Es stand etwas in seinem Gesichte, das mich auf den ersten Blick wie ein Frost durchrieselte — etwas Trübes, Gespanntes. Er hieß mich zu ihm sitzen, und sah herum, ob wir nicht gestört werden könnten. Das alles vermehrte meine Angst, und mit klopfendem Herzen setzte ich mich neben ihn. Nun fing er nach einer langen Einleitung wegen meines Alters, das schon über die Zeit der ersten Blüthe hinaus sey, an, von der Nothwendigkeit zu sprechen, in dieser Welt, die von so wilden Stürmen bewegt werde, einen festen Anhaltspunct zu haben. Er schilderte das traurige Loos eines unverheiratheten Mäd-

chens, selbst wenn es Vermögen habe; er sprach von der Unsicherheit der Glücksgüter in unserer jetzigen stürmischen Zeit, und von dem Elend, das eines einsamen Frauenzimmers warte, wenn es arm, hülflos, alternd, unter harten Fremden, unter noch härteren Verwandten zurückbleiben müsse. Er kam endlich darauf, daß sein Vermögen nicht so groß sey, als es der Ruf schildere, daß ich noch vier Geschwister hätte, und daß die jetzige Zeit, wo die übermäßige Einwirkung fremder Gewalt auf die Handelsverhältnisse Deutschlands den Stand des Kaufmanns unsichrer mache als je, ein festes Zusammenwirken, ein für einander Stehen Mehrerer dringend nothwendig mache. Kurz, er rückte immer näher mit einem Antrage, den ich voll Grauen nicht erst in der gegenwärtigen Stunde, sondern schon seit langem hatte kommen sehn; ja ich kann nicht einmahl sagen, daß es ein Antrag war, denn er sprach es als Befehl aus. Er hieß mich mit deutlichen Worten, jetzt, wo unsrem Hause ein höchstwichtiger und bedenklicher Zeitpunct bevorstünde, die langverkannte Liebe eines reichen, geschickten und redlichen Mannes mit Dank zu erkennen, Neuenbach, der mich mehr liebte, als ich verdiente, meine

Bayerische Staatsbibliothek München

Hand, und dadurch unserm ganzen Hause eine feste Stütze zu geben.

Ich erwiederte nichts. Ich war unfähig dazu. Ich fühlte, daß ich erbleichte, und welche Veränderung in meinen Zügen vorging. Mein Vater sah sie nicht, oder wollte sie nicht sehen; vielmehr verlangte er eine Antwort auf der Stelle. Ich winkte mit der Hand, und bath schweigend um Schonung. Jetzt verstand er meine innere Bewegung nur zu wohl. Entrüstet fuhr er empor, und überhäufte mich mit Schmähungen, mit Äußerungen seines Unwillens gegen Einen, dessen Verhältnisse nie an eine feste Verbindung mit mir denken lassen könnten, und der weder Neuenbach, noch einem Andern den Platz in meinem Herzen streitig machen könne. — Das vermuthete mein Vater aus frühen Ereignissen; von den letztern Begebenheiten weiß er nichts. — Ach, wie weh that er mir mit diesen Worten, die auf einen Glauben an den Bestand unserer Verbindung hinwiesen, indessen ich so schmerzlich vom Gegentheil überzeugt bin!

Der Zorn meines Vaters war so heftig, daß es mir in manchen Augenblicken scheint, als könne der Widerwille, der sich unwillkührlich gegen eine Verbindung mit Neuenbach in mei-

nem Betragen ausgesprochen, unmöglich allein eine solche Wirkung hervorbringen, da mein Betragen ja niemahls zu entgegengesetzten Hoffnungen berechtigt hatte. Es kam mir vor, als lägen hier andere Gründe verborgen, die vielleicht noch beunruhigender seyn könnten, als das, was ich schon vernommen.

Wie dem auch sey, das Unangenehmste, was mir in meiner Lage geschehen konnte, ist eingetreten. Häuslicher Unfrieden, und der Unwille meines Vaters liegen auf mir. Es waltet ein mißtrauischer Geist zwischen uns Allen. Im größten Zorn ging mein Vater nach jener Unterredung von mir. Seitdem hat er kein Wort mehr mit mir gesprochen, mich keines Blickes mehr gewürdigt, und ist ohne weitere Äußerung außer einigen finster drohenden Ausdrücken in die Stadt gefahren. Die Geschwister sehen mich und sich untereinander ängstlich an, und ihre Mienen fragen mich um die Lösung des bangen Räthsels.

Wie mir diese zwey Tage her gewesen, kannst du ermessen. Die Unmöglichkeit, irgend eine Verbindung dieser Art einzugehn, steht klar vor mir. Ich kann nicht Neuenbach, ich kann keinem andern Manne mehr meine Hand reichen; denn

ich kann für keinen auch nur so viel Neigung fühlen, als nöthig ist, damit er leidlich mit mir lebe. Mein Gefühl ist zerknickt. Wenn ich diese Zeit her Niemanden, selbst dir nicht, geklagt habe, kam es daher, daß ich jede Berührung, auch die leiseste, der wunden Stellen scheute; ich weiß, wie sie unaushaltbar schmerzen würden, und ich bin es den Meinigen schuldig, mich besonnen, und zu meinen Pflichten tüchtig zu erhalten.

Das meinem Vater deutlich zu machen, ist unmöglich. Er, dessen Herz bey strenger Rechtlichkeit und allgemeinem Wohlwollen selbst in der Jugend kein besonderes Bedürfniß ausschließender Neigung, keinen Begriff von den heiligen Banden innerer Harmonie gehabt, wie sollte der in seinem sechzigsten Jahre mich verstehn!

Was aber ist zu thun? wirst du fragen. Mein Entschluß ist gefaßt; er geht aus der Erkenntniß der Unmöglichkeit hervor. Ich kann nicht. Ich sehe den Sturm kommen, den ich dadurch über mein Haupt ziehe; aber ich bin es Neuenbach, den ich über Alles achte, schuldig, ihn nicht unglücklich zu machen. Er müßte es an meiner Seite werden.

Darum war es frevelhaft, jenes im Eingang dieses Briefes erwähnte Wort auszusprechen; denn ich kann, und darf es nicht halten. Eine schwache Hoffnung habe ich noch. Neuenbach wird die Hand des Mädchens vielleicht selbst nicht wünschen, deren zerrissenes, durch einen Andern, Mehrgeliebten, zerrissenes Herz er nur zu wohl kennt.

Ein und fünfzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 6. September 1809.

Was soll ich dir schreiben? Wie soll ich dem Gefühl Worte geben, das jetzt meine Brust beseligend und schmerzend erfüllt? Ich stehe am Wendepuncte meines Lebens; nicht bloß das Glück oder Unglück meiner Zukunft — der ganze Inhalt meines Daseyns liegt auf der furchtbaren Wagschale. Wird sie sinken oder steigen?

Der alte Florheim hat meine Liebe zu seiner Tochter erkannt. Wenn ich mich auch mit der höchsten Bescheidenheit betrug: dem Augen des Vaters, unter dem wir lebten, konnte diese Wahrnehmung nicht länger entgehn, und wohl weiß ich, daß in der Zeit der gefährlichen Krankheit Luciens all mein Thun und Reden mich ver-

rathen haben muß. Wie wäre es auch möglich gewesen, sich in dieser Lage zu beherrschen? Wer das vermocht hätte, müßte mehr oder minder als ein Mensch gewesen seyn. Ich konnte aus des Vaters Benehmen und manchen Äußerungen wohl schließen, daß ihm ein Tochtermann, der in der Zukunft seine Geschäfte mit Treue und Klugheit führen, und sein liebstes Kind nicht von ihm entfernen würde, nicht unerwünscht wäre. Keines von uns brach die zarte Schranke des Schweigens, welche inniges Gefühl und Ungewißheit um unsre Gemüther gezogen. Lucie mußte wissen, daß, und wie heiß ich sie liebte, und Beyde konnten leicht vermuthen, daß auch ich in ihren Seelen zu lesen wünschte. Es war eine schmerzliche und doch schöne Zeit diesen Frühling und Sommer hindurch, wo ich sie, kaum von einer schweren Krankheit genesen, sich langsam erhohlen, und gleich einer matten Blume das schöne Haupt schüchtern wieder erheben sah. Ich durfte ihr nahe seyn, ich durfte zuerst ihre noch müden Schritte durch Feld und Wald, durch das erwachende Leben der Natur leiten; ich führte sie auf die zarten aufsproßenden Gräser, wo die meisten Blumen dufteten, und die sanftesten Schatten kühlten. Und wenn sie dann

nach Hause kam, recht erschöpft und müde, wir ihr einen bequemen Sitz unter dem luftigen Peristyl des Landhauses bereiteten, sie dankbar lächelte, mir freundlich zuhörte, wenn ich vorlas, und nur zuweilen ein düsterer Schatten über die schönen Gesichtszüge flog — o wie war ich selig!

Später wurde es mir nicht so gut. Herzenswunden sind schlimmer zu behandeln, als das Gift des Körpers. Nach jenem gewaltsamen Riß durch ihr Inneres war unser Beysammenseyn nicht mehr so tröstend. Ich fand den Schlüssel zu ihrem Herzen nicht, ich konnte sie nicht begreifen; aber selbst in dieser räthselhaften Stellung lag ein neuer Reiz für meine bezauberte Seele. Sie sprach nie von dem, was ihr Gemüth bewegte, sie vermied sichtlich jede Erinnerung, und wies sogar Theilnahme und Trost streng ab. Warum that sie das? Sollte der gerechte Unwille in ihr die gekränkte Zärtlichkeit besiegt haben? Scheute sie nur m e i n Eindringen in das Geheimniß ihres Kummers, weil sie mir verbergen wollte, was aus mancher Ursache mich tiefer, als jeden Andern, ergreifen mußte? War es Schonung, Stolz, Eigensinn? Gott weiß! Sie machte mir das Le-

ben mit ihr schwer, aber doch — o wie so unendlich schön!

Jetzt auf einmahl, nachdem zwey Monathe in diesem stillen Beysammenseyn verflossen, rückt der alte Florheim sichtbar näher. Er begegnet mir mit mehr Güte und Vertrauen, als je; und ich muß mich um so mehr darüber verwundern, da ich ihm meine Hülfe und Mitwirkung zu seinem geheimen Plan geradezu verweigert habe. Endlich nach manchen Unterredungen, die in engern oder weitern Kreisen diesen Punct umgingen, tritt er vor drey Tagen unumwunden mit dem Antrag hervor, mir Luciens Hand, und einen bestimmten Theil am Gewinnste seiner Handlung zu geben. Er glaubte in mir den Menschen zu finden, der einst seine Stelle unter seinen Kindern vertreten, was er erworben, verwalten, vermehren, und so das wohleingerichtete Haus in liebevoller Einigkeit zusammenhalten könnte.

So sehr mich dieß Vertrauen rührte, so entzückend im ersten Augenblick der Gedanke vor mir stand, Lucien, und mit ihr den Inbegriff meiner Wünsche zu besitzen, so kalt durchschauerten mich im nächsten Momente die Fragen: Aber wird auch Lucie einwilligen? Wird die Freundschaft, die sie für dich fühlt, nicht zu kühl seyn,

um sie zu diesem Entschluße zu vermögen? Werden der Wunsch des Vaters, das Bewußtseyn, wie glücklich sie dich und ihr ganzes Haus macht, jene milde Wärme zu höherer Gluth steigern? Oder soll ich zittern, daß ein anderes, längst als unwerth erkanntes, Bild noch zu mächtig in ihrer Brust herrsche?

Aber warum sollte ich eben dieß, das schmerzlichste von Allen, fürchten? Warum sollte ich nicht hoffen dürfen, daß eine klare Überzeugung den früheren Irrthum allmählich heilen, und das Bewußtseyn, geliebt zu seyn, eben so allmählich Platz in ihrem Busen gewinnen könnte? Sind denn solche leise Einwirkungen der mächtigen Zeit etwas Unerhörtes, und haben sie nicht vielmehr in den Tiefen des menschlichen Herzens ihren festen Grund?

Und dennoch — warum bange ich? — Warum verläßt mich jede Zuversicht, wenn ich an den Augenblick denke, wo der Vater sie mit diesem Plane bekannt machen wird, und ich zu ihr hintreten, den entscheidenden Ausspruch aus ihrem Munde vernehmen soll? Wenn sie mich ausschlüge? Wenn ich die Schmach erfahren müßte, jenem Andenken aufgeopfert zu werden! —

Ich würde es nicht ertragen; Schmerz und verletzter Stolz würden mich zu ihren Füßen entseelen. In wenig Tagen muß mein Schicksal entschieden seyn. Es sind nur wenig Tage; aber jeder hat vier und zwanzig Stunden, und in jeder Stunde wechseln Entzücken und Verzweiflung, Himmel und Hölle in meiner Brust!

Zwey und fünfzigster Brief.

Franciska Florheim an Rosalinde.

Erlhof den 8. September 1809.

Sie werden nicht ohne Befremden, mein schätzbarstes Fräulein, in diesen Zeilen die Hand Ihrer Freundinn, meiner Schwester Lucie, vermissen. Ihr Unvermögen, in der Lage, in welcher sie sich befindet, Ihnen irgend eine Schilderung ihres und unsers Zustandes zu geben, muß sie entschuldigen. Weiß doch ich kaum, was ich schreibe. Uns hat ein großes Unglück getroffen. Die Hoffnung eines ungemeinen Gewinnstes — die lockendste Anreizung für einen Kaufmann, für einen Vater vieler Kinder — hat den unsrigen vermocht, sich in eine gewagte Speculation mit den durch fremde Tyranney so hoch verpönten Colonialwaaren einzulassen. Viele hun-

dert Centner von allen Arten derselben sind auf Rechnung meines Vaters nicht allein in unsern Magazinen, sondern theils auf dem Wege von Hamburg bis hierher, theils an letztgenanntem Orte selbst vorfindig gewesen, durch einen schändlichen Verrath ergriffen, und von den Französischen Mautbehörden mit großem Aufsehn in Beschlag genommen worden. Diese Hinwegnahme zertrümmert nicht allein das ganze äußere Glück unserer Familie, denn der allergrößte Theil von meines Vaters Vermögen ist auf jene Ankäufe verwendet worden; sie droht auch noch das innere Heiligthum unserer Ruhe anzugreifen, indem wir fürchten müssen, daß meines Vaters Freyheit, ja vielleicht sein Leben in Gefahr sey. Napoleon, entrüstet über so manchen Versuch der Deutschen Handelsleute, sich eine Freyheit, die ihnen von Gott und Rechtswegen zukömmt, durch einen fremden Usurpator nicht rauben zu lassen, soll sich schon vor längerer Zeit erklärt haben, daß er das nächste Mahl ein furchtbares Beyspiel aufstellen wolle, wenn seine Befehle abermahls übertreten würden. Es ist geschehen. Was wir zu erwarten haben, steht in Gottes Hand.

Mein Vater hat sich entfernt. Wohin? wis-

sen wir nicht. Verstörung und Jammer herrschen in unserm Hause. Neuenbach soll unsere Stütze seyn. Ihm hat der Vater im Fliehen uns übergeben; er hat ihn der Schwester zum Gemahl, uns zum Vater bestimmt. Dafür soll er seine Sache, erst hier in O..g, und, wenn es nöthig ist, auch in Paris vertheidigen, bey den obersten Behörden die Ungerechtigkeit des Verfahrens muthig beweisen — man hat sich offenbare Partheylichkeiten und Übervortheilungen erlaubt, ohne welche die ganze gegen meinen Vater erhobene Beschwerde nicht Statt hätte haben können — und seiner Braut, seinen künftigen Geschwistern das Vermögen und den Vater erhalten.

Was das für Auftritte waren, als die Gensd'armen unten im Magazin erschienen — ich war damahls gerade in der Stadt — als keine Vorstellungen, keine Klagen über ungerechte Beschuldigung, gegen die zu wohl unterrichteten französischen Beamten mehr galten, als man den Vater überall unter den härtesten Bedrohungen im Hause suchte, jeden Winkel durchstöberte, Neuenbach ihrer Wuth kaum mehr Einhalt zu thun vermochte, sich, nachdem er sie endlich durch Bitten und heimlich gebothene Ge-

schenke entfernt hatte, auf's Pferd warf, und pfeilschnell nach Erlhof eilte, wo der Vater sich verborgen hielt, dem ein Freund ein Paar Stunden früher von dem Ausbruch des Unglücks Kunde gegeben hatte — das vermag ich Ihnen nicht zu schildern. Mir kräuseln sich die Haare auf dem Scheitel, und die Angst schnürt mir die Kehle zu, wenn ich nur daran denke. Eine Stunde nach Neuenbach traf auch ich in Erlhof ein. Hatte ich in der Stadt Schreckliches erlebt, so wartete nun das Schmerzlichste auf mich. Der Vater war, während ich und Neuenbach uns noch in der Stadt befanden, nach Erlhof gekommen. Sein erstes Wort fragte nach Lucien. Sie erschien, und bebte zurück, als sie den Ausdruck der Verzweiflung in seinem Gesichte sah. Er führte sie in's nächste Zimmer, schloß es ab, entdeckte ihr mit bleichen zitternden Lippen, am ganzen Körper bebend, die Lage seiner Angelegenheiten, und erklärte ihr, daß es nur Ein Mittel gäbe, ihn von der Schande, vielleicht vom Tode, und seine Familie vor Elend zu retten: sie müsse sich entschließen, Neuenbachs Hand, und zwar auf der Stelle anzunehmen, damit dieser bewogen werde, für sie und die ihrigen Alles, auch das Schwerste zu unterneh-

men, und, wenn es doch mißlänge, und er, unser Vater, seinem Schicksale unterliegen müßte, seine Stelle bey uns allen zu vertreten.

Meine Schwester stand vernichtet. Sie erbleichte, die Heftigkeit der innern Erschütterung gab sich in ihren Zügen, in dem Zucken ihrer Glieder kund. Sprechen konnte sie nicht im ersten Augenblick. Der Vater drang in sie. Endlich fand sie doch den Muth, eine Weigerung zu stottern. Da entflammte sich sein furchtbarster Zorn; er drohte ihr mit seinem Fluch. Lucie bebte, und schwieg noch. Da stürzte der Vater vor ihr auf die Kniee, und beschwor sie bey dem Andenken ihrer Mutter, sein Leben, das Glück ihrer Geschwister, zu erhalten. Sie sah ihn an, ihr Auge brach, sie stammelte: Ja, ich will — und sank dem Vater ohnmächtig in die Arme. Er rief nach den Leuten. Man brachte die Schwester zu Bette, und erweckte sie nur mit Mühe. Als ich ankam, unterrichteten mich die Worte der Dienstleute zum Theil von dem Vorgefallenen. Ich eilte zu Lucien, fand sie aber so erschöpft, daß sie erst nach ein Paar Stunden fähig war, mir in abgebrochenen Sätzen zu erzählen, was man von ihr gefordert, was sie bewilligt. Ich erschrack vielleicht nicht minder,

als die Arme selbst; denn mir ist der Zustand ihres Herzens, den sie mir vor einiger Zeit enthüllt, nur zu gut bekannt.

Daß Neuenbach sie jetzt nicht sprechen darf, wenn nicht ein einziger Blick auf sie ihm verrathen soll, mit welchem Gefühl sie seine Hand annimmt, und somit das ganze Opfer vereitelt wird, versteht sich von selbst. Der Schrecken, den das Unglück des Vaters ihr verursacht, und ihre noch sehr reizbare Schwäche sind für jetzt hinlängliche Entschuldigung, um die unglückliche Braut dem Auge des unerwünschten Bräutigams zu entziehen. Aber wie lange wird sich das noch thun lassen?

Wenige Stunden nach jener Scene reiste mein Vater ab, nachdem er mit Neuenbach eine lange und heftige Unterredung gehabt. Dieser geht verstört im Hause umher, fragt jetzt ängstlich nach Luciens Befinden, und scheint im nächsten Augenblick froh, daß er sie nicht zu sehen braucht. In Luciens Gemüth arbeitet ein Sturm, den ich vertoben, und sich selbst stillen zu lassen für's Beste halte. Jede fremdartige Einmischung scheint mir das Geschäft der Seele eher zu stören, als zu fördern. Sie ist meist stumm, und spricht kein Wort, als was vonnöthen

ist, um anzudeuten, was sie unumgänglich bedarf.

Ach, wenn Sie, mein verehrtes Fräulein, sich entschließen könnten, unser Haus, dieß Haus der Trauer und des Elends, in dieser Zeit zu besuchen, wenn sie nur auf zwey Tage herüberkommen könnten — L** ist ja nur vierzehn Stunden von Erlhof entfernt, und ich würde Ihnen die Pferde bis Morfeld entgegenschicken — welche unendliche Wohlthat wäre das für Lucien, für uns Alle! Ihre Gegenwart, Ihre milde Freundschaft allein würden den starren Kampf von meiner armen Schwester Herz lösen, und segensreich vollenden, was unsere Einmischung nur verderben könnte. Überlegen Sie diese meine Bitte! Sie ist der Zweck des gegenwärtigen Briefes. O verwerfen Sie sie nicht, und glauben Sie, daß nicht allein Lucie, daß die Geschwister alle, die mit so inniger Liebe an ihr, wie an einer zweyten Mutter, hängen, Ihnen zeitlebens für diese Wohlthat dankbar seyn würden!

Drey und fünfzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 10. September 1809.

Der schreckliche Schlag, den ich lange mit Furcht über unsern Häuptern schweben sah, ist gefallen. Was bald überall bekannt seyn wird, Florheims Unglück und der Fall seines Hauses, brauche ich dir nicht mehr länger gewissenhaft zu verschweigen. Er hat sich gegen meinen Rath, gegen meine dringendsten Vorstellungen und Bitten in eine tollkühne Speculation mit Colonialwaaren eingelassen, die er, von dem Gewinn gelockt, in ungeheurer Menge von Hamburg hat kommen lassen. Beynahe sein ganzer Credit war in Anspruch genommen, um die Summen herbeyzuschaffen, die jener Ankauf erforderte; alles war, wie er dachte, mit großer Schlauheit und

Umsicht eingeleitet, und er rechnete sich mit der Leichtigkeit der Fabel vom Milchtopfe die Tonnen Goldes her, die er im Geiste schon in seinen Cassecoffern sah.

Ein unglückliches Zusammentreffen, einer von jenen tükischen Zufällen, womit das Schicksal der menschlichen Klugheit spotten zu wollen, und mit unsern weisesten Planen nichts als ein höhnisches Spiel zu treiben scheint, mußte es veranlassen, daß ein ehmahliger Commis des Hauses, den Florheim vor ein Paar Jahren eines bedeutenden Fehlers wegen verabschiedet hatte, eine Ahnung von dieser Geschichte erhielt. Der Mensch, seit er aus dem Comtoir entlassen war, hatte so eine Art von Mäkler und Speculanten gemacht, wie sie die Zeit haufenweise gleich Pilzen hervortreibt, die alle schmutzigen Winkel durchstöbern, und jede Gelegenheit erfassen, wo sich ihnen Gewinn beuth. Bey diesem gesellte sich noch die Rachsucht dazu. Er kam, Gott weiß wie? auf die Spur dieser Unternehmung, er verfolgte sie, ward immer gewisser, nahm sich aber wohl in Acht, etwas vor der Zeit merken zu lassen, und ließ Florheim ungewarnt immer tiefer, immer sicherer, sich mit unauflöslichen Banden umstricken. Jetzt, da Al-

les auf dem Punct war, um für gelungen angesehn zu werden, und Florheim seine Reichthümer beynahe in Sicherheit glaubte, brach auf einmahl das Unglück aus.

Ein Wagen, welchen man so unverdächtig über die Grenze zu bringen hoffte, wie schon früher fünf ähnliche angekommen und in Florheims Magazinen abgeladen worden waren, wurde ergriffen, und fast in demselben Augenblick, wie jenes Verfahren an der Grenze Statt hatte, erschienen französische Douaniers, von Gensd'armes begleitet, hier im Hause, um die Magazine zu durchsuchen. Es war deutlich, daß hier Verrath im Spiele war. Florheim hatte nur eben so viel Zeit, um nach Erlhof und von da über die Grenze zu entweichen. Wir konnten uns der Durchsuchung nicht widersetzen. Die Waaren wurden sowohl im Hause, als auf den Wegen, wo sie sich noch unterwegs befanden, ergriffen, und selbst, was zwar gekauft aber ungepackt in Hamburg liegt, soll confiscirt werden. Der Schaden ist ungeheuer. Florheims ganzes Vermögen erliegt ihm, und wollte der Himmel, daß dieß das Schlimmste wäre, was uns bevorsteht! Aber auch seine Freyheit, ja vielleicht sein Leben ist bedroht, wenn man seiner habhaft werden soll-

te. Die Verkettung der Umstände, aufgefangene Briefe, unbehuthsame Äußerungen erregen den Verdacht, daß er sich mit Englischen Emissärs in geheime Verbindungen eingelassen, und Manches zum Schaden unsrer Unterdrücker gethan haben soll. Wer, der ein wahrhaft deutsches Herz im Busen trägt, kann ihm das verargen? Dennoch stürzt es vielleicht ihn und seine Familie in rettungsloses Unglück.

Du kannst denken, wie zerrüttet das ganze Haus ist. Auf mir liegt die Last aller Geschäfte, aller Verwirrungen und Unannehmlichkeiten, welche die unberufene Einmischung unsrer Dränger in das Innerste unserer Angelegenheiten mit sich bringt. Ich muß mit diesen übermüthigen Peinigern reden, unterhandeln, abwenden, was sich abwenden läßt. Mein Innerstes empört sich, nur mit Anstrengung halte ich den Ausbruch gerechten Unwillens gegen unsre Tyrannen zurück, und diese Qual greift mein Gemüth nicht viel minder an, als die zerrüttete Lage des Hauses, an das ich mich mit so vielen und so schmerzlichsüßen Banden gebunden fühle.

Dennoch, so bitter jene Verhältnisse sind, umstrickt mich noch ein drittes, das in seinen wunderbaren Verschlingungen noch empfindlichere

Martern enthält, das mich innerlich zersplittert, ein Chaos in mir aufregt, und mich über meine eigenen Wünsche und Aussichten so ungewiß macht, daß es Augenblicke gibt, wo ich, keines klaren Gedankens mehr mächtig, im glühenden Gehirn wie Zuckungen des Wahnsinns fühle. Es ist meine Stellung zu Lucien. In jener furchtbaren Stunde, als der alte Florheim, an Ehre Glück und Leben verzweifelnd, sich mit der Angst des Schiffbrüchigen an dem letzten Anker der Hoffnung hielt, sprach er mit Lucien über die Nothwendigkeit, sich einem Beschützer und Retter in die Arme zu werfen, er sprach von meiner Liebe zu ihr, er rieth ihr, meine Hand anzunehmen. Mir sagte er dasselbe, als ich eine Stunde darauf nach Erlhof kam, um ihn zur schleunigen Flucht aufzumahnen. Er legte Luciens, seiner Kinder, seines ganzen Hauses Geschick in meine Hand. Es war eine entsetzliche Unterredung; denn Florheim war nicht ergeben, nicht einmahl gefaßt — er war in Verzweiflung. Was Lucie auf seinen Antrag erwiedert, weiß ich nicht. Daß es ein Geheimniß bleiben kann, würde in jeder andern Gelegenheit alle meine Hoffnungen niederschlagen, mich mit Eiseskälte auf ewig von ihr entfernen. Nein! Wenn diese über alles ge-

wünschte und geliebte Hand sich nicht freywillig in meine fügt — ich würde ihr muthig entsagen, und mein unaussprechliches Elend mit stolzem Selbstgefühl ertragen. Durchaus kein Zwang, nicht einmahl Überredung darf einen Theil an ihrem Entschluße haben. Frey muß er aus der zarten Neigung, aus dem Bewußtseyn, treu geliebt zu werden, aus der Erkenntniß, daß nur solche Liebe dauernd glücklich machen kann, hervorgehn; sonst laß uns Jedes seinen Weg einsam, aber muthig, gehen!

Ich habe dir das Alles ruhig, wie es scheint, hingeschrieben. Wie es in mir stürmt, schildert keine Feder, spricht kein Wort aus. Die Lage des Hauses forderte meine ganze Besonnenheit; ich habe kaum soviel, um zusammenhängend zu denken. Seit vier Tagen ist Florheim fort, Lucie krank. Ob ihres Vaters Schicksal, das Unglück ihres Hauses allein sie so heftig erschüttert hat? Ob der geäußerte Wunsch ihres Vaters sie so erschreckt? Wer kann mir das sagen? Und doch hängt von dieser Entscheidung das ganze Wohl oder Weh meiner Zukunft, der ganze Werth meines Daseyns ab. O nur einen Strahl des Lichts in dieser Nacht, in der zuletzt noch mein Verstand untergehn wird! Man ruft mich ab. Leb wohl!

Vier und fünfzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z* an ihren Vater.

Frankfurt den 12. September 1809.

Es war mein fester Vorsatz, mein erlauchter theurer Vater, schon vor einigen Wochen zu Ihnen, in mein liebes K**, in Ihre Vaterarme wiederzukehren, wo allein von jeher mir so recht wohl war, und aus denen ich mich nie entfernte, ohne mich dafür gestraft zu fühlen. In Paris waren meine Geschäfte, wie meine Lust zu Ende. Sie hatten Ihren Commissionär abgerufen, um ihn in Marseille zu andern Aufträgen zu brauchen. Er verließ Paris mit einer Eile, die mir halb lächerlich, halb ärgerlich schien. Was sollen diese Seltsamkeiten? Wie will ein schöner, genialer junger Mann, dem die große Welt und ihr leichtes sicheres Wirken nie fremd war, uns

überreden, der Aufenthalt in Paris sey ihm widerlich? Da liegt etwas Anderes, zum mindsten eine Falschheit zum Grunde; und falsch — soll der Mensch, der starke, höhere, nie seyn! Mögen schwache Naturen mit diesen gebrechlichen Waffen kämpfen! Die kräftige Seele bedarf ihrer nicht. Und sollte ich Alphons zu den Schwachen rechnen müssen? Beynahe! In K** und zumahl in Lindenhain habe ich ihn nicht so erkannt. Aber das war Blendung des ersten Augenblickes. Das Anziehende der Erscheinung. Ihre allzugütige Meinung von ihm, selbst, daß er krank, niedergeschlagen und einer zarteren Sorge bedürftig schien, mag mich bestochen haben. Ich sah etwas Außerordentliches in ihm. Es ist nicht das erstemahl daß er mir so erging, wie es, glaube ich, allen besseren Menschen oft ergeht, die ein nie zu verwirklichendes Ideal höherer Menschheit in der gehobenen Brust tragen. Wir suchen es außer uns — ein sehr verzeihlicher Irrthum! — wir schwören in den Jahren hoffnungsreicher Jugend darauf, daß wir's finden müssen. Etwas Ähnliches zeigt uns das Schicksal; wir fahren schnell zu, wir großen Kinder, und meinen, den Regenbogen, da, wo er auf der Erde steht, mit allen seinen brennen-

den Sonnenfarben leicht zu fassen. Aber der schöne Schein hebt sich vor unsern Blicken auf, steht plötzlich anders wo, und wir greifen in nichtige Luft. Glücklich noch, wenn es so geht, und uns nicht die thauende Wolke selbst mit all ihren düstern Nebeln und bittern Thränen bleibt, daß wir das Leben über der entflohenen Täuschung verweinen!

Dießmahl hat zum Glück die meinige nicht so lange gewährt, daß ihre Flucht mich unglücklich gemacht hätte. Ich habe geirrt; ich nahm das mehr als Alltägliche für Außerordentliches, das nicht Gemeine für Erhabenes. Ein Jahr, der Aufenthalt in Paris, das täglich ungestörte Zusammenseyn haben mich nach und nach über meinen Irrthum sanft belehrt. Nicht daß ich den Mann in Ihren Augen, mein theurer Vater, verkleinern wollte — zu den Geschäften Ihres Hofes ist er so trefflich geeignet, wie vielleicht kein Anderer; sein gebildeter Geist, seine sittlichen Vorzüge machen ihn als Menschen schätzbar, und daß er Ihr Vertrauen und Ihr Wohlwollen erworben hat, bürgt für das nicht Alltägliche seiner Verdienste — aber, was ich an ihm zu finden glaubte, hatte meine Phantasie in ihn hineingelegt. Die Wahrheit gibt es mir nach

einiger Zeit zurück, und er steht in seiner eigenthümlichen Gestalt vor mir.

Wie wunderlich, ja wie unbegreiflich ist sein Betragen! Ich schweige von seinem Benehmen gegen mich, und erwähne bloß seines Verfahrens in seinen Dienstverhältnissen. Er sucht unter dem Vorwand zerstörter Gesundheit um zeitliche Enthebung von seinen Geschäften oder wenigstens um Urlaub an, erwartet kaum Ihre allzugütige Erlaubniß, und eilt so sehr sich seinen Verpflichtungen zu entziehen, daß der Curier, der die Depeschen sehr schnell bringt, ihn schon beym Einpacken findet. Dann reiset er fort, sagt Niemand, wohin? und läßt keine Spur, keine Möglichkeit des Auffindens zurück. Heißt das Ihren Dienst ganz und gar aufgeben? Soll es ein Zug von Genialität seyn? Kann er unabhängig ohne Anstellung leben? Und wenn er nicht kann, wo ist, ich will nicht sagen die Klugheit und Consequenz, nur der alltägliche Menschenverstand bey diesem Verfahren?

Doch wozu mich länger bey einer Erscheinung aufhalten, die ich aufs Beste wie einen flüchtigen Traum betrachten muß, der mir einige Stunden lieblich vorgaukelte, und nun durch die Helle des Morgens und ein etwas unsanftes

Rütteln entflohen ist. Das ist vorbey. Elmwald ist für mich, und wahrscheinlich auch für unsern Hof todt. Ich betrachte ihn so, und von Todten muß man nichts als Gutes reden.

Als alle meine Bemühungen, einige Nachricht von Ihrem, Ihnen einst so ergebenen und brauchbaren, Diener einzuziehen, vergebens blieben, und ich mich überzeugt hielt, daß meine längere Anwesenheit in Paris weder Ihren noch meinen Absichten mehr nützlich seyn könne, beschloß ich, in Ihre Vaterarme, an Ihr Vaterherz zurückzufliehen, wo mir wieder wohl seyn, und mein Geist und Körper von vielfachen Erschütterungen ausruhen sollten. Ich kam krank nach Straßburg. Ich fühlte mich so aufgerieben, so angeekelt von Allem! Noch recht schwach, aber ohne bestimmtes Leiden, gelangte ich endlich nach Frankfurt. Die Stadt ist freundlich, belebt. Selbst die Spuren alterthümlich reichsstädtischen Wesens, die Überreste einer kräftig frommen Vorzeit, sprechen mich begütigend an, und das Herrliche, was einst war, und nicht mehr ist, in den Erinnerungen an die ehmahlige Größe des Deutschen Kaiserthums, und sein großartiges Wirken im Gegensatz mit dem, was Deutschland nun zu dulden und zu klagen hat,

klingt harmonisch in die elegisch weiche Stimmung meines Gemüthes ein. Mir ward besser, ruhiger in den Mauern der altberühmten Reichsstadt.

Da ließ sich ein Paar Tage nach meiner Ankunft ein Fremder in meinem Vorzimmer melden, der mir Nachrichten von meiner liebsten Freundinn, unserer geschätzten Gräfinn Herminie, zu bringen hätte. Wie sollte er nicht willkommen seyn, der so Willkommenes für mich bey sich hatte! Er ward vorgelassen. Es war Chevalier Dümesnard, dessen Sie sich noch wohl erinnern werden, als er vor vier Jahren in K** war, um zwischen Ihnen und dem Hofe, dem er damahls diente, das Ausgleichungsgeschäft wegen den Salzquellen bey ** zu betreiben. Ich war damahls nicht zu Hause; aber ich hatte ihn früher in Mayland kennen gelernt. Dort hatte sich ein Bild von ihm in meinem Geiste festgesetzt, das mir in der Stimmung, in welcher ich mich bey seinem Wiedersehen in Frankfurt befand, nicht eben erfreulich erschien. Ich betrog mich auch dießmahl; aber dießmahl hielt die Gegenwart bey weitem mehr, als die Erwartung versprach. Dümesnard ist, wenn Sie wollen, das gerade Widerspiel von Ihrem Elm-

wald; doch, wie Extreme sich meistens berühren, so kann ich auch sagen, daß diese beyden Polaritäten der männlichen Natur auch die gleiche Wirkung auf Andre nicht verfehlen können, sich alsogleich bemerklich, und das Studium ihrer seltsamen Erscheinung anziehend zu machen.

So wie Elmwald in seiner feinen Gestalt, mit den dunkeln Zügen und Augen, aus denen ein feuriger, ja heftiger Geist sprühet, mit der reizbaren Beweglichkeit seiner Seele das glühende Gefühl selbst in einer leichtdurchsichtigen Verkörperung scheint, so spricht sich in Dümesnards gehaltenem ruhigen Äußern die Erscheinung des Verstandes und dessen Herrschaft über sich selbst und die Welt aus. Dieß beurkundet sich in der würdigen, mehr vollen als hagern Gestalt, in den edlen Zügen, aus deren klarem Zusammenklang Besonnenheit, Ruhe und Scharfsinn blickt, in dem hellblauen Auge, das sich in jeden Begegnenden zu senken, und sein Innerstes mit scharfer Auffassung zu erkennen scheint, in dem feinsten Ton der großen Welt und all ihrer Leichtigkeit und Sicherheit des Taktes.

Sein erster Anblick muß, wie der Elmwalds, überraschen, und doch jeder so ganz anders, ja

entgegengesetzt. Seltsam! Ist es doch, als bestünden wir aus mehreren Naturen, oder hätten mehrere Seelen, die oft einander entgegengesetzt zu fühlen und zu schließen im Stande sind, und jede bedeutende Erscheinung rege die Eine oder Andre mächtig auf, indeß die Übrigen daneben in Schlummer liegen, und nur jene aufgeregte mit unwiderstehlicher Kraft wirkt. Wenn Elmwalds Persönlichkeit mächtig ergreift, zarte Theilnahme fordert, und den Wunsch, ihm gefällig zu werden, sich seinen Ansichten zu fügen, sich ihm mit jeder feinern Regung des Herzens willenlos hinzugeben, erregt; wenn sein tiefes düsteres Gemüth uns unwillkührlich in seine dunkeln Wirbel zieht, und wir den Gluthen seines Gefühls folgen müssen: so fesselt Dümesnards Erscheinung den Geist, belebt jede höhere Fähigkeit, entzündet den Witz, und läßt uns unser Selbst in freyer bequemer Beweglichkeit fühlen. Er entnimmt uns gleichsam den beengenden Schranken, welche Alltäglichkeit und hergebrachte Form um uns ziehen; die Sonderbarkeit seiner Ansichten blendet zuerst, und reizt zum Widerspruch; die Klarheit seines Geistes löst aber diesen bald in heitern Einklang auf, und so fühlen wir uns nach und nach in eine höhere Region gestellt, von wo aus wir das

Leben in ganz anderem Lichte betrachten lernen. Er ist erstaunlich gescheidt; ein ausgebreiteter Umgang mit Menschen von allen Ständen, allen Nationen, vielfache Reisen, und ein Verstand, der alle gemachten Erfahrungen zu einem hohen Ganzen zu verarbeiten wußte, machen ihn nicht bloß zu einem Weltmanne, sondern zu einem Manne der Welt. Dieser gehört er an, nicht Einem Volke, Einer Caste, Einem Glauben; und wenn es einen Kosmopoliten im höhern Sinne gibt, so ist es Dümesnard.

Diesen Mann, mein erlauchter Vater, bringe ich ihnen nun nächstens; und wenn auch für diesen Augenblick keine diplomatische Angelegenheit, wie damahls, seine Gegenwart bey uns erheischt, so bringt er mir die wenigen Wochen gern zum Opfer, um mein durch so mancherley Widriges aufgescheuchtes Gemüth in seiner wohlthuenden Nähe wieder zur Ruhe zu bringen. Ich habe ihm das nicht eben gesagt; aber er erkannte es, und both sich an, mich zu begleiten. Auch zieht der Wunsch, Herminien, die er seit Langem kennt und schätzt, und mit ihr in stetem Briefwechsel steht, bey uns wieder zu sehen, ihn nach K**. Der Herbst wird sie von ihrem traurig einsamen Landgute, wie ich hoffe, in die Re-

sidenz zurückrufen; auch naht sich, wie Dümesnard sagt, die Entscheidung ihres Processes. Ach, lassen Sie mich, theurer Vater, diese Angelegenheit meiner Freundinn, Ihnen, wie meine eigne, ans Herz legen, und geben Sie der Unglücklichen, die eine unselige Verbindung um alle Freuden einer hoffnungsreichen Jugend betrogen hat, durch die ausgesprochene Scheidung mit einer unabhängigen, wenn auch beschränkten, Existenz die Möglichkeit wieder, noch einmahl zu verkosten, was Zufriedenheit sey!

Es ist mir schon ein Paarmahl der Gedanke durch den Sinn gefahren, ob sich aus ihr und dem Chevalier nicht ein passendes und vergnügtes Paar machen ließe? Lächeln Sie immer über meine Heirathsstifterey! Ich habe mich selbst belächelt. Nein! Den Chevalier, so wie ihn keine Heimath fesselt, darf auch kein häusliches Niederlassen niederheften. Ich kann, ich mag ihn mir nicht als Ehemann denken; und Herminie bedarf eines weicheren nachgebendern Gefährten, als dieser Chevalier nie seyn würde. Aber ein schönes Leben soll uns und Ihnen in unserm Kreise für den nächsten Herbst und vielleicht den Winter aufgehen; denn ich verzweifle nicht an der Möglichkeit, unsern Kosmopoliten wenigstens

auf ein halbes Jahr in K** zu halten; und seine freysinnigen Ansichten, seine ausgebreiteten Verbindungen, sein nicht unbedeutender Einfluß auf viele deutsche Höfe, könnten Ihnen vielleicht eben so nützlich werden, als des aufgegebenen Flüchtlings dienstbeflissene Leistungen.

Fünf und fünfzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

Erlhof den 13. September 1809.

Es waren drey unendlich trübe und doch schöne Tage, die du, treue bewährte Freundinn, in dieser bangen Zeit bey mir zubrachtest. Nimm nochmahl meinen innigsten Dank dafür. Vergelten kann ich dir diese Liebe nicht; aber fühlen kann ich sie. Sollte ich länger leben, als ich wünsche, und glaube — denn die Stürme des letzten Jahres haben meine Gesundheit sehr erschüttert — so wird mir vielleicht der Himmel einst freundlich eine Gelegenheit zuführen, wo ich dir das warme Gefühl meines Herzens durch Thaten zeigen kann, wie du mir das deinige bewiesen.

Von meinem Vater wissen wir nichts, und

diese Unwissenheit ist kein kleiner Zusatz zu unserm übrigen Jammer. Aus Allem, was wir hören, so widersprechend es oftmahls klingt, so wechselnd Furcht und Hoffnung sich in unsern Herzen bewegen, geht doch nach und nach die traurige Überzeugung hervor, daß es viel schlimmer mit uns steht, als wir Anfangs dachten, und der Verlust unseres Vermögens nur ein Theil des Unglücks ist, das über unsern Häuptern schwebt. Ich errathe mehr, als man mir aus Schonung sagen will, daß auch ein starker Verdacht politischer Umtriebe auf dem Vater ruht, und daß es sehr schlimm wäre, wenn man seinen Aufenthalt entdeckte. O was ist der Verlust des Vermögens gegen diese Sorge!

Viele Leute rathen uns, daß Eins von uns, oder ein bewährter Freund des Hauses gerade zu nach Paris gehe, um dort unmittelbar mit den obersten Behörden, von deren Willkühr so manches abhängt, mit Muth und Klugheit zu unterhandeln. Nur so, meinen sie, könne vielleicht die Sache beygelegt, und vielleicht noch ein Theil des Vermögens mit Aufopferung des übrigen gerettet werden. Das scheint auch mir sehr glaublich, und gern würde ich, wenn sich Jemand fände, der mich begleiten, und an Ort

und Stelle meine Schritte leiten wollte, mich zu dieser, freylich sehr schweren, Reise entschließen. Bin ich auch nur ein Mädchen, so fühle ich doch den Muth dazu in meiner Brust, für Vater und Geschwister Alles zu wagen. Aber dafür sind wieder Andere, welche von dem Zorn und der Allmacht unserer Unterdrücker eine so betäubende Vorstellung haben, daß sie sich, einer französischen Behörde in ihrem ungerechten Beginnen mit Klugheit zu widersetzen, oder wohl gar sich mit ihr in einen Kampf einzulassen, für unräthlich, ja für unmöglich halten. Unter diesen ist leider auch Neuenbach. Er haßt die Fremden, aber er ist so überzeugt von ihrer Alles bewältigenden Übermacht, daß ein Hervortreten, ein Eingreifen in das Getriebe dieser Ungerechtigkeiten ihm wie die Handlung eines Unsinnigen erscheint, der sich dem im heftigsten Schwung umwälzenden Mühlrade entgegenstemmen wollte. Das war noch gestern sein eigener Ausdruck. Alles, was er wagen zu können glaubt, sind Versuche unter der Hand, Anregungen von Weitem her, bey denen der Urheber, wenn sie ja bekannt würden, keiner Verantwortung ausgesetzt würde. Ich bin nicht seiner Meinung. Aber der Vater hat mich ihm

als Braut zugesagt; ich darf meinen Willen dem seinigen nicht geradezu entgegenstellen, und viele von unsern Verwandten, die in der Abwesenheit meines Vaters ein Wort bey unsern Angelegenheiten mitsprechen zu müssen glauben, hat er von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt. Was bleibt mir übrig, als mich auch hier zu fügen! Ich habe es im Schwersten meines Lebens gethan. Seitdem gilt Alles, was geschehen kann, mir vollkommen gleich, und wenn man in der Versammlung der Familienglieder meine Vorschläge als Thorheit, meine Entschlossenheit als Tollkühnheit verwirft: so habe ich, nachdem ich Alles geopfert, weder Kraft noch Lust, ferner zu widerstehen.

Mit Neuenbach habe ich eine Unterredung über unser neues Verhältniß bis jetzt zu vermeiden gesucht. Die Lage meines Vaters, die Angst der Tochter dienten mir zum billigen Vorwande, jetzt keine Heirathsangelegenheit zu berühren. Wir haben uns also noch nicht gegen einander erklärt. Aber wie lange wird es anstehn, so muß auch das besprochen werden! Gott gebe mir Kraft dazu!

Du warst nicht Einer Meinung mit mir, als du schiedest; du meintest, ich sollte offen mit

Neuenbach sprechen, ihm den Zustand meines zerstörten Innern enthüllen, ihm geradezu sagen, daß ich nur durch meines Vaters stürmisches Eindringen in mich bewogen worden, ein übereiltes Ja zu sprechen; es sollte Alles klar zwischen uns Beyden seyn.

Ich habe seitdem deinen Reden reiflicher nachgesonnen, und die Gründe, die mich damahls abhielten, dir beyzustimmen, vor meinem Gewissen, vor Gott geprüft. Wenn ich mit Neuenbach offen rede, dann — muß er zurücktreten, und das Opfer, welches ich dem Wunsche meines Vaters brachte, ist vereitelt. O, noch empört sich meine innerste Natur, noch beben alle meine Fibern, wenn ich an den Augenblick denke, wo der alte ehrwürdige Vater todtenbleich mit der Angst der Verzweiflung mir zu Füßen sank! O Rosalinde! Der Vater zu den Füßen der Tochter! Sein angedroheter Fluch hatte mich niedergedonnert, ich war mir meiner kaum mehr bewußt; dennoch war mein Sinn noch nicht gebrochen. Aber als er niedersank — als ich ihn vor mir knieen sah — da riß es mit ungeheurer Gewalt an meinem Herzen. Es war der Riß, der mich von aller Hoffnung auf Glück trennte. Ich willigte ein.

Seitdem vegetire ich nur. Aber darf ich thun, was meines Vaters Werk zerstören hieße? — Ich muß ausharren, ich muß vollenden, was ich gelobt. Wirf mir nicht ein, dieses Schweigen sey Unredlichkeit gegen Neuenbach! Braucht es zwischen ihm und mir dürrer Worte, um ihn über die Stellung meines Herzens in's Klare zu setzen? Er kannte meine frühern Verhältnisse, er weiß um die Begebenheiten der letzten Monathe, ihm ist nichts unbekannt. Dennoch nimmt er stillschweigend, weil er sich nicht erklärt, mein Opfer an, und beredet sich wohl, es sey keines, oder er werde es verdienen, meine Wunden würden sich ausheilen, die Zeit würde die Eindrücke mildern, und wie die Gemeinplätze alle heißen, womit die gewöhnliche Lebensansicht über Verhältnisse abspricht, die sie zu verstehn, und folglich zu beurtheilen unfähig ist. So laß mich thun, was meine Pflicht von mir heischt! Gott hat dieses Schicksal über mich verhängt; ich beuge mich unter seiner züchtigenden Hand. Vielleicht versöhnt die Größe des Opfers, und die Geduld, mit der ich es bringe, den über Alles Heiligen; und seine väterliche Langmuth gewährt der stillen Bitte des leidenden Kindes die einzige Wohlthat, deren es fähig ist, und legt es bald in die Arme der vorangegangenen Mutter.

Sechs und funfzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

K** den 17. September 1809.

Ich habe einen wichtigen, einen feyerlichen Tag erlebt. Wie ich mir's schon seit einigen Tagen vorgenommen, habe ich mit Lucien über unser Verhältniß gesprochen — offen, wahr, redlich. Nie, nie wird sich das Andenken dieser Scene aus meiner Seele verlieren. Seit dem 6ten dieses Monaths, wo der Vater sich heimlich von hier entfernte, wissen wir nichts von ihm; wahrscheinlich hat er noch kein Mittel gefunden, uns unentdeckt Nachricht von seinem Aufenthalt zu geben. Indessen mußte hier der gebiethenden Nothwendigkeit gewichen, und eine Menge Veränderungen in dem Haushalte gemacht werden, der von Pracht und Eleganz bis zur Beschränktheit herabgesetzt werden soll-

te. Diese Einrichtungen, denen Lucie trotz ihres Kummers mit unbegreiflicher Fassung und Klarheit vorstand, die Ungewißheit über das Schicksal des Vaters, die ganze trauervolle Lage des Hauses machten es mir theils unmöglich, theils unräthlich, in diesen Tagen der Verwirrung jene ruhige Fassung selbst zu erringen, oder bey Lucien vorauszusetzen, die zu einer Erklärung von der Art, wie sie mir bevorstand, unumgänglich nothwendig war. So trug ich die Last der Ungewißheit und meines schweren Kummers noch einige Tage; als aber das Meiste in den häuslichen Verhältnissen geordnet war, und ich einem ruhigen Abend an ihrer Seite entgegen sehen konnte, nahm ich mir vor, das ängstliche Band zu zerreißen, und mein Schicksal, welches es auch sey, kennen zu lernen.

Ich trat in ihr Zimmer, und bath sie, die Kleinen, die da spielten, wegzusenden. So sehr ich nach dieser Unterredung verlangte, so lag doch die Last dessen, was ich zu fürchten hatte, wie Felsen auf meiner Brust. Sie hob das schöne Auge zu mir. Ach, es ließe sich ein Buch über Alles das schreiben, was in diesem Momente in ihren Zügen lag! Ich setzte mich

zu ihr, die Beklemmung nahm mir die Sprache; sie mochte es mir anmerken, und mit unendlicher Freundlichkeit sagte sie: Lieber Neuenbach! Sie haben etwas auf dem Herzen. Was ist es? Lassen Sie es Ihre Freundinn wissen, deren Schicksal von jetzt an so enge mit dem Ihrigen verbunden ist.

Diese Anrede! — Ich wußte nicht, wie mir geschah; es überwältigte mich, ich stürzte zu ihren Füßen, und drückte mein Gesicht in ihre Hände, die vergeblich strebten, mich aufzurichten.

Nicht also, mein Freund! fuhr sie fort: Lassen Sie keine stürmische Leidenschaft die seltenen Augenblicke der Ruhe trüben, die uns so nothwendig sind, um uns gegenseitig begreifen zu lernen. Was haben Sie?

Ich stand auf, ich sah sie an. Trotz aller meiner Vorsätze ermangelten mir jetzt die Worte. Endlich sagte ich ungefähr dieß: Ihr Vater, theure Lucie, hat in den letzten Augenblicken seines Hierseyns eine Verfügung getroffen, die von der Art war, um mich zum glücklichsten Menschen zu machen, und mir ein Loos zuzusichern, das, so schön zu träumen, ich nur im längstentflohnen Momente erster Täuschung, wagte. Seitdem habe ich mich gewöhnen müssen,

diese Hoffnungen nicht bloß zu verschließen, ja sie zu vertilgen. Lucie! Sie wissen, daß ich Sie geliebt, und daß ich geschwiegen. Aber jetzt, da ihr Vater Ihre Hand in meine legt, jetzt darf ich nicht länger schweigen; ich muß Sie um Ihre Erklärung bitten.

Ich fühlte, daß ihre Hand in der meinigen zitterte; sie hub das gesenkte Haupt empor, und wollte sprechen —

Ich unterbrach sie: Lassen Sie mich ausreden! Ich habe mich vorbereitet, und weiß, was ich zu sagen habe. Hören Sie mich gütig an! Der Zustand Ihres Herzens war mir bis zu einer gewissen Epoche bekannt. Seitdem haben Sie mir Ihre Mittheilungen entzogen. Ich muß vermuthen, daß ältere Eindrücke, trotz alles Vorgefallenen, noch ihr Recht behaupten, und darum frage ich Sie — Hier stockte der Fluß meiner Rede. Was ich noch gesagt, wie ich es gesagt — Gott weiß es! Genug, der Sinn war, sie solle mir sagen, ob sie mir ihre Hand freywillig gäbe, ob sie hoffen könne, mich einst, wenn auch nicht jetzt, so lieben zu können, als zu einer glücklichen Ehe nothwendig ist; sonst — o Raphael! Wie war mir zu Muthe, als ich das Folgende aussprach! — sonst gäbe ich ihr hier

feyerlich das Wort ihres Vaters und ihre Freyheit zurück, und würde dessen ungeachtet keine meiner Verpflichtungen gegen ihr Haus als aufgehoben ansehn, sondern alles freudig erfüllen, was zu ihrem und der Ihrigen Wohl gereichen könne.

Ich hatte geendet, und stand in banger Erwartung. Ihr Zittern währte fort, sie hatte beständig zur Erde gesehen. Jetzt erhob sie das Haupt, ich sah Thränen aus ihren Augen rollen, die sie mit Freundlichkeit, aber tiefer Wehmuth zu mir erhob.

Guter, edler Mensch! sagte sie: Ich verstehe Sie, und ich danke Ihnen diese Großmuth mit tiefem Gefühl. Erlassen Sie mir in diesem Augenblick die Antwort! Ich bin zu bewegt. Haben Sie Nachsicht mit mir! Morgen, Neuenbach, morgen! Mit diesen Worten faltete sie die zarten Hände bittend um meine, hub sie so zu mir empor, sah mir mit den leuchtenden Augen durch Thränen in die Seele, und ich riß sie außer mir an die Brust, drückte einen heißen Kuß, den ersten, mit dem meine Lippen sie je berührt, auf ihren Mund, sie widerstrebte nicht, und ich verließ sie rasch.

Am andern Morgen weckte mich ein Billet von ihr. Hier ist die Abschrift.

Mein theurer Freund!

Haben Sie Dank für die zarte Schonung, mit welcher Sie mich gestern einer, in jenem Momente, unmöglichen Auseinandersetzung überhoben! Ich habe mich gesammelt, eine Nacht ist beruhigend über mich hingegangen, ich habe mich selbst wieder gefunden, wie ich seyn soll, und will. Ja, ich nehme das Anerbiethen Ihrer Hand an. Ich thue es freywillig, ohne irgend einen Zwang, und wie vor Gottes Angesicht. Er wird, ich hoffe, ja, ich weiß es, mir Kraft geben, alle Pflichten, die jener Entschluß in sich begreift, mit Liebe und Ernst zu erfüllen. Nehmen Sie dieß Wort als ein heiliges Gelöbniß an! Bleiben Sie, wie Sie es bis jetzt mit edelmüthiger Aufopferung waren, der Schützer meiner unglücklichen Geschwister, der Stellvertreter meines noch unglücklichern Vaters, und glauben Sie, daß die heilige Flamme der Dankbarkeit und Freundschaft nie erlöschen wird in dem Herzen

Ihrer

Verlobten Lucie.

Mit stürmendem Entzücken las ich das Blatt zum erstenmahl. Sie war mein, war es freywillig, war es gern! Ich drückte meine Lippen

darauf, und meine Thränen flossen in seliger Begeisterung. Aber ich las wieder, und wieder; und mein Entzücken sank, meine Thränen stockten. — Was stand denn eigentlich in dem Blatte? Sie gab mir die Hand aus Dankbarkeit und Achtung; sie hoffte, Gott werde ihr die Kraft verleihen, ihre Pflichten gegen mich zu erfüllen. — Also nicht ihr Herz — himmlischer Beystand sollte sie dazu führen?

Ich war ganz unglücklich, und schon entschlossen, hinüber zu eilen, und ihr ihr Wort zurückzugeben. Da trat der Sachwalter des Hauses ein. Mannigfache Geschäfte forderten meine ganze Aufmerksamkeit; Stunden vergingen, das aufgeregte Gefühl beruhigte sich unter ganz heterogenen Einwirkungen, und als ich um zwölf Uhr in mein Zimmer kam, und das theure unselige Blatt hervorzog, blickten mich die Züge desselben wieder ganz anders an. Es war nicht das Entzücken des ersten Augenblicks, nicht die Muthlosigkeit des zweyten. Es war eine ruhige Schätzung der Umstände, ein stilles Zufriedensprechen mit dem, was, anders zu fordern, Unbilligkeit, ja Unsinn wäre.

Bis vor drey Monathen hat sie sich noch durch andre Bande für gebunden gehalten, und,

wie deutlich auch schon damahls der Treubruch des Falschen ihr vor Augen stand, doch hing noch eben so wohl ihr Herz als ihr Pflichtgefühl an ihm. Könnte ich nun jetzt eine leidenschaftliche Liebe von ihr fordern? Wäre eine solche schnelle Umstimmung natürlich, ja, wäre sie nur möglich? Stünde es nicht noch bey ihr, von meiner Entsagung Gebrauch zu machen, und sich ihre Freyheit zu bewahren? — Sie thut es nicht, sie nimmt freywillig meine Hand, sie versichert mich ihrer Freundschaft und Dankbarkeit; folglich ist ihr der Gedanke, in der Verbindung mit mir Glück zu finden, nicht fremd. Das muß mich beruhigen, und es thut es auch.

So stellte sich mir endlich nach reifer Überlegung die Sache dar, und als man mich zu Tische hinüber rief, vermochte ich es, mit stiller freudiger Fassung, die aber das Glück meines Herzens nicht kund werden ließ, in ihr Zimmer zu treten, wo sie arbeitend bey den Kindern saß. Sie stand sogleich auf, und ging mir entgegen. Ihr Auge schien etwas ängstlich auf meines gerichtet. Ach, der Gedanke, sie ist freywillig die deinige, berauschte mich zu sehr, als daß ich ihr mit Worten hätte danken können; aber ich zog ihre Hand an meine Lippen, an mein Herz,

mein Auge brachte ihr meinen Dank, sie verstand mich, und als ich, unbemerkt von den Kindern, nach einer Weile meine Lippen ihrer Wange näherte, hielt sie schweigend dem leisen Kuße still.

O welche süße Beruhigung drang in mein Herz! Ich saß dann an ihrer Seite, die Kinder um uns. Schöne Bilder einer seligen Zukunft zogen vor mir vorüber. Seitdem bin ich glücklich, wie ein Kind. Lucie ist immer gleich, so freundlich, so liebevoll, so beglückend! Ja, sie soll auch glücklich werden; mein Leben soll keinen andern Zweck haben, als diesen, und ich fordre das Schicksal und ihren Alphons heraus, ob sie mehr für sie thun können, als ich zu leisten entschlossen bin!

Sieben und fünfzigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

Paris den 15. September 1809.

Die Überschrift dieses Briefes sagt dir, wo ich bin, und ich kann denken, daß sie dich in Erstaunen setzen wird. Um dich alles Rathens zu überheben, sage ich dir schnell, was es bedeute, und vielleicht wunderst du dich dann noch mehr, oder bedauerst den Schwachen, der, einmahl von mächtigen Banden gehalten, auch wenn sie gerissen sind, ihre Spur unvertilgbar in der ergriffenen Seele trägt.

Ich bin in Paris in fremden Angelegenheiten. — Fremd? — Nein, das ist Unwahrheit. Wer einmahl das Schicksal Anderer zu seinem eigenen gemacht hat, kann der sagen, daß er nicht an dem eigenen baue, wenn er für jenes sorgt?

Und wahrlich, das thue ich mit dem Eifer, mit welchem ich einst meinem eignen Glücke nachstrebte, als ich noch eins zu erringen hatte.

Der alte Florheim — doch dich werden Zeitungen und Gerüchte von dem Unglücke dieses Hauses im allgemeinen unterrichtet haben, und du kennst die äußern Umrisse einer Begebenheit, welche in eurer Gegend Aufsehen genug erregt hat. Sein Fall ist entschieden, seine Freyheit, ja vielleicht sein Leben in Gefahr, wenn nicht schleunig und kräftig am rechten Orte für ihn gehandelt wird. Mein Entschluß war bald gefaßt, als ein sonderbarer, vom Himmel gesandter, Zufall mich in Genf mit der wahren Lage der Angelegenheiten bekannt machte. Mein letzter Aufenthalt in Paris sicherte mir bedeutende Verbindungen; ich konnte hoffen, etwas zu Florheims Gunsten zu bewirken. Daß ich Gefahr laufe, wenn ich mich mit Eifer für die Sache eines Geächteten verwende, weiß ich. Schreibe mir nichts darüber! Ich habe mich geprüft, und Alles erwogen. Auf jeden Fall wäre es zu spät. Bis mein Brief zu dir, der deine zu mir gelangt, ist das Entscheidendste schon geschehen, und Florheims Sache auf gutem Wege, oder die meine mit ihm verloren.

Doch es lebt ein muthiger Geist in mir; er heißt mich auf meine Kraft vertrauen, er heißt mich hoffen. Gilt das Streben dießmahl doch nicht eigentlich mir, so wird sich auch mein feindseliges Schicksal hier nicht wieder bewähren. Wie es auch gehn mag, es wird Viel gut werden, mein Vorhaben mag gelingen, oder nicht. Einmahl noch erhältst du Nachricht von mir. Sag dem Vater bis dahin nichts von dem, was ich dir vertraut! Sein Herz würde die bange Sorge um den Sohn kaum tragen; er ist alt und kränklich. Komme ich glücklich ans Ziel, dann ist es immer Zeit, ihm so viel von dem Geschehenen zu entdecken, als er zu wissen braucht. Geht es schlimm, dann erfährt er seinen Schmerz noch immer früh genug, und warum soll er ihn in ängstlicher Erwartung vorwegnehmen? Leb wohl!

Acht und fünfzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

D..g den 29. September 1809.

Es ist geschehen. Wir haben uns erklärt. Ich habe Neuenbach freywillig und klar meine Hand zugesagt. Ein Rückschritt ist nicht mehr möglich; und so ist das Opfer erfüllt. Als ein edler, feinfühlender Mensch hat er mir das Wort meines Vaters zurück gegeben, jenem Versprechen entsagt, und mir in einem Augenblick, der zu heilig, in einem Ton, der zu wahr war, um Zweifeln Raum zu geben, betheuert, daß er bereit sey, alles, was er bisher für unser Haus gethan, eben so fortzusetzen, ich möchte nun die Seinige werden, oder nicht. Konnte ich nun anders, als üben, was ich mir längst auch unter

minder günstigen Umständen zu üben gelobt hatte — die Verpflichtung, die mir mein Vater in jener entsetzlichen Stunde auferlegt, durch freywilligen Entschluß zu adeln, und das Opfer des Zwangs zu einem des starken Willens zu machen?

Die Stunde war ernst, aber nicht ohne erhebende Schönheit. Neuenbach benahm sich edel, er schonte meiner. Das werde ich ihm nie vergessen. Mein Dank, das habe ich ihm geschrieben, wird nur mit meinem Leben erlöschen; und dieß Gefühl genügt ihm. Ich muß jetzt nur Gott um die Kraft bitten, die schweren Pflichten, welche ein ohne Liebe eingegangener Ehestand auferlegt, mit Ernst und so viel Anmuth zu erfüllen, daß Neuenbach nicht ganz vermisse, was ich zu geben einmahl nicht im Stande bin. Ich habe redlich an ihm gehandelt. Er weiß, was er zu wissen braucht; das Übrige muß ich Gott anheim stellen.

Den Abend, wo er mir seine Erklärung machte, war ich unaussprechlich beklommen, und unfähig zu antworten. Die Nacht darauf, die ich im heißen Gebeth um Stärke durchwachte, gab mir Ruhe. Am Morgen konnte

te ich ihm verbindlich, und doch wahr, antworten. Als das Billet fort war, machte ich mir von Neuem Bedenken. Ich fürchtete, von dem Bestreben, nicht unwahr zu seyn, verleitet, zu kühl geschrieben zu haben, und hatte wieder in ihm geirrt; denn er nahm es anders. Schonend, milde legte er alles zu unserem beyderseitigen Besten aus. Er war zufriedner mit dem Billet, als ich, zufriedner, als mancher Andere an seiner Stelle gewesen wäre. Gott lenke Alles züm Besten!

Nun stehn wir seitdem äußerlich durch diese künftige Verbindung einander sehr nahe gerückt.—Von Innen? — O Gott! Ich fühle es schmerzlich — wie fern!

Neuenbach versteht mich nicht. Ich kann mich in seine Art zu empfinden nicht hineindenken. Es ist vielleicht unrecht von mir, nur Einen Maßstab für edle Persönlichkeit in meiner Brust zu tragen, und überall über Mangel zu klagen, wo er zu groß ist, es ist vielleicht sündlich in der Stellung, in welcher ich mich jetzt zu Neuenbach befinde; es ist heimlicher Ungehorsam gegen den Willen meines unglücklichen Vaters. Ich erkenne es. Reuig schlage ich an mein rebellisches Herz; ich will es

zähmen, will die verführerischen Erinnerungen zurückdrängen, die gerade jetzt in mir erwachen, ich will keine bittern Vergleichungen anstellen — ach, und ich fühle in jedem Augenblick meine Schwäche!

Wenn ich nur die Scenen der beyderseitigen Erklärungen überdenke, die mit Neuenbach, und jene am Sarge des armen Philipp, wo ein entscheidender Moment das lang zurückgehaltne Geständniß gewaltsam aus unsern beyden Herzen riß! Wie ich ihn dastehn sah, verloren in seinen Schmerz, das dunkle, von Thränen umflorte, Auge im Gefühl seines Unglückes auf den Todten gerichtet, wie er sich dann erhob, die glühenden Blicke auf mich heftete, eine Unendlichkeit von Gefühlen und Gedanken aus diesen Augen auf mich eindrang, er mir die Hand both, mich dann an seine Brust riß, die Welt aus unsern Augen schwand, und der Bund der Geister auf ewig geschlossen war! — Auf ewig? Elende Anmaßung! Er ist zerrissen — Alphons selbst hat es gethan!

Ich fühle allen Jammer, der in dieser Betrachtung liegt. Die Vernunft sagt mir: Das war das Ende der Leidenschaft — hier ist besonnene Wahl, hier wird Ausdauer seyn. So

spricht die kalte Lehrerinn; aber mein Herz empört sich, und jene wohlüberlegte vorbereitete Erklärung fällt widrig, tödtend in mein heißes Gefühl. .

Laß mich abbrechen! Das führt zu weit. Leb wohl!

Neun und funfzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D . . g den 10. October 1809.

Seit gestern halte ich ein Blatt in der Hand, dessen Inhalt, wie die Quelle, aus der es floß, so überraschend, so wunderbar ist, daß ich noch bis jetzt zu keiner klaren Ansicht von den Triebfedern, die es veranlaßt, und noch weniger zu einem Entschluße wegen der Forderung, die es an mich stellt, gekommen bin. Dennoch muß dieser zwischen heut und morgen unausbleiblich gefaßt, und dann schnell so — oder so gehandelt werden.

Elmwald hat mir aus Paris geschrieben. Du staunst? Ja, eben der Elmwald, welcher so lange und so grausam auf Luciens Geschick eingewirkt hat. Weiß Gott, durch welchen Zu-

fall er von dem Unglück unsers Hauses Nachricht bekam, ob er schon in Paris gewesen, als ihn diese Kunde erreichte, oder ob er erst um dessentwillen hingereiset ist! Sein Brief gibt darüber keine Aufschlüsse. Er berichtet mir bloß, daß er es nöthig gefunden habe, an den gehörigen Orten wirksame Unterhandlungen anzuknüpfen; er theilt mir Ansichten und Plane mit, die ich nicht anders als billigen kann, und die freylich unsre gesunkenen Hoffnungen wieder mächtig zu beleben geeignet wären. Er baut mit großer Zuversicht auf diese Maßregeln, welche auch mir einleuchten. Es ist alles verständig, mit klarer Einsicht in die Lage der Dinge und die Verhältnisse der wirkenden Personen berechnet; auch hat er schon Vieles vorgearbeitet. Aber er bedarf jetzt auch eines Eingreifens von unserer Seite, und wendet sich an mich. Ich soll, versehen mit allen nöthigen Papieren, Behelfen, Zeugnissen und Geldern, zu ihm nach Paris eilen; er will mir dort seine fernern Entwürfe, die sich einem Briefe nicht anvertrauen lassen, mittheilen, kurz, er fordert mich auf, zu kommen, und gleichsam die letzte Hand an sein, mit gutem Erfolg begonnenes, Werk zu legen.

Was soll das Alles? Was will er vollends mit der dringenden Forderung, die er zur unerläßlichen Bedingung seines fernern Mitwirkens zu machen scheint, daß ich Niemanden weder in noch außer dem Florheimischen Hause ein Wort von diesem Briefe, von seinen Planen sage? Für die Familie soll alles Geheimniß bleiben. Ich soll allein kommen, und sie nichts anders wissen lassen, als daß meine eigne Überzeugung mich zu dem Entschluß, nach Paris zu gehn, und dort für Florheim zu wirken, gebracht habe. Man soll alles als meinen Betrieb, mein Werk ansehen, und Elmwalds nie und auf keine Weise gedacht werden; sonst — so endigt der sonderbare Brief — müßte er seine Hand sogleich abziehn, und sich von aller Theilnahme lossagen.

Er droht also, der wunderliche Mensch! Es spricht aus dem ganzen Brief, so artig er dem Wortausdruck nach abgefaßt ist, ein Ton des Stolzes, des Befehls, möchte ich sagen, der mir große Lust erregte, Alles, was er übrigens enthält, in den Wind zu schlagen, wenn nicht auf der andern Seite, was er schon geleistet, und wovon er unzweifelhafte Proben mitgesendet, so wie das, was er noch zu leisten gesonnen ist,

mir wie eine Bothschaft vom Himmel erscheinen müßte.

So sollten wir diesem Wortbrüchigen unsre Rettung verdanken? So sollte das Beste, was wir wünschen können, uns von solcher Hand kommen? Es empört mich in der Seele; und wahrlich, wüßte ich einen Ausweg zwischen der Rettung, die uns auf diese Art gebothen wird, und dem Untergang, der uns bevorsteht — ich würde ihn schnell ergreifen.

Ich habe mich seit gestern müde gesonnen über die Veranlassung, die dieser Mensch zu diesem Schritte gehabt haben kann! Sieht er ein, wie grausam, wie rechtlos er an dem edelsten Mädchen gehandelt, und will er um den Vater verdienen, was er an der Tochter verschuldet? Will er gut machen, wenigstens zum Theil, was er gesündigt? Ich ehre diesen Willen, wenn es der seine ist, wie ich soll; ich sehe darin nur einen Beleg dessen, was ich immer dachte: es müsse manches Edle in seinem Character liegen, da sonst ein Engel, gleich Lucien, ihn nicht so heiß lieben, sich so lange über ihn hätte täuschen können, wenn er auch der Phönix nicht ist, den ihre Liebe sich aus ihm bildete.

Nun tritt aber noch eine Bedenklichkeit ein, die es schwer macht, Elmwalds seltsamen Wunsch der Verschwiegenheit zu erfüllen. Eine Reise nach Paris, um dort für ihren Vater zu unterhandeln, war ein Plan, der gleich vom Anfang in Luciens schwärmerischem Geiste entstand. Sie trug ihn mir, sie trug ihn mehreren Gliedern der Familie vor. Das Feuer, mit dem sie sprach, die rührende Beredsamkeit ihrer kindlichen Liebe neigten manchen Hörer auf ihre Seite, der wohl für sich nie einen solchen tollkühnen Schritt hätte gutheißen können. Ach, wer kann sie weinen sehn, und nicht alles aufopfern, was er besitzt, um ihre Thränen zu trocknen!

Dennoch siegten nach und nach bey mir und Vielen die kühlere Überlegung, die Erwägung der Hindernisse, und, was noch mehr ist, die gänzliche Unbekanntschaft mit den Schritten, die in Paris zu thun wären, und mit den Menschen, um deren Mitwirkung man sich zu bewerben hätte. Das Alles ist nun freylich durch Elmwald beseitigt, der den ganzen vorigen Winter die Geschäfte seines Hofes dort geführt, mit den bedeutendsten Menschen in Verbindung gestanden hat, und das Terrain kennen muß. Wie soll aber ich meinen Entschluß, nach Pa-

ris zu gehn, mit einiger Wahrscheinlichkeit so plötzlich in meiner Seele entstehen lassen? Ich weiß noch nicht recht, wie ich das einleiten werde; denn zum Gehen bin ich mehr als halb entschlossen, und ich denke, bis morgen, wo ich antworten muß, gibt ein Gott mir einen schicklichen Gedanken ein.

Sechzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S*.

Frankfurt den 12. October 1809.

Ich habe eine Spur von ihm. Fühle mit mir, meine Herminie, wie diese Nachricht, so plötzlich, so betäubend, in meine jetzige Welt fällt! Warum jetzt? Warum eben zu der Zeit, wo mein schmerzhaft durch ihn selbst zerrissenes Gemüth sich zu sammeln, und in angenehm entstrickenden Verhältnissen leichter Geselligkeit von gewaltsamen Schwingungen auszuruhen begann? Alphons ist gefunden. Ich kann ihn wiedersehn! Ich muß; ruft gebiethend eine Stimme in mir. — Und Dümesnard? wirst du fragen. Ich verstehe dich. Ich weiß, was ich dem edlen Freunde schuldig bin, und fühle tief die Verwirrung, welche dieses Ereigniß in ihm, in

mir hervorrufen muß. Das ist es ja, die Tücke meines Geschickes, die mich von jeher verfolgt, die mir das Nächste, Liebste entzog, wenn ich es fassen wollte, und es mir dann wiedergab, wenn das Wiederfinden schmerzlicher als ein stetes Entbehren war!

So verzichte auf Alphons, wirst du sagen, und bewahre den neuen Freund! O Herminie! Das ist leicht gesagt! Wie eine Flamme lodert das geliebte Bild in meiner Seele empor. Nein, was diese Persönlichkeit mir galt, vermag kein andrer Mann mir je mehr zu gelten, nicht Dümesnard, nicht Einer von den Vielen, die sich mir früher mit unverhehlter Leidenschaft näherten. Und dieß that Alphons nie. Immer blieb mir sein Gefühl, sein Verhältniß zu mir räthselhaft; und vielleicht war es gerade diese Unsicherheit, die so gewaltige Bande um mich wob.

Dümesnard hat Verstand, wie Alphons, Kenntnisse wie er, seine Stellung zur Welt ist eine ähnliche; dennoch, welcher Unterschied! Jene Gluth und diese Ruhe, jener Sturm und diese Abgeschlossenheit! Jenes bewegliche Auflodern des Gefühls bey jeder Veranlassung, jene reizbare Verletzlichkeit bey so viel Selbstbeherr-

schung und zarter Sitte, daß der innere Sturm stets nur ihm selbst schmerzlich, nie dem Andern kränkend wurde, jener Glaube an das Höchste, Heiligste in der Menschheit, gegen diese längst beruhigte stille Fluth, diese nüchterne Ansicht des Lebens! Dümesnard hat viel öfters Recht, als Alphons, und Alphons reißt hundertmahl eher zu seiner Meinung hin. Man fühlt es, daß er schwärmt, man sagt es ihm, und man findet es doch wünschenswerth, noch so schwärmen zu können. In seinem Umgange wurde ich auf wildbewegten Wogen der Furcht und Hoffnung umhergeschleudert; ich war unglücklich, und doch selig. Alphons verschwand, der Sturm legte sich, beruhigend wirkte Dümesnards Nähe auf mich, ich fing an, mich zu sammeln, zu erkennen, ich glaubte jetzt das wahre gefunden zu haben — ich überredete mich selbst, daß diese herbstlich stille Temperatur der Seele mir heilsamer sey, als jene gähen Absprünge von Frost und Hitze; ich freute mich dessen, und schrieb es dir. Auf einmahl zeigt sich die Möglichkeit wieder, in jenem Chaos unterzugehn, und es reißt mich hin, wie den Schwindelnden, sich von der Spitze des Thurms hinabzustürzen in die Wogen, die mich verschlingen sollen. O Her-

minie! Welche Widersprüche verschließt das menschliche Herz!

Du kannst dir vorstellen, daß ich Dümesnard nichts von allem dem entdeckt habe. Doch fürchte ich, er ahnet etwas. Sein richtiger Takt, sein Scharfblick mögen ihm gezeigt haben, daß in meinem Innern etwas vorgeht, was sich ihm verbergen will. Leise und doch sicher rührt er an mein verschlossenes Herz. Werde ich klug und fest genug seyn, seine unruhige Bewegung diesen durchdringenden Blicken zu entziehn? Verlieren will ich ihn nicht; auch würde ich mich schämen, so wankelmüthig vor ihm da zu stehn. Und weiß ich denn wohl, o b und w i e ich Alphons wiederfinden werde? Ich muß sehr auf meiner Huth seyn; es gilt hier dem Scharfsichtigsten zu entgehn, den Listigsten zu überlisten. Leb wohl!

Ein und sechzigster Brief.

Chevalier Dümesnard an Gräfinn Herminie von S**.

Frankfurt den 14. October 1809.

Sobald Sie, meine liebenswürdige Freundinn, diesen Brief, welchen eine Staffette bringt, erhalten haben, seyn Sie so gütig, das Paket mit Elmwalds aufgefangenen Briefen an seine ehmahlige, und vielleicht noch jetzt geliebte Lucie Florheim nach O..g zu senden! Es ist höchst nothwendig. Diese Funken, zu gehöriger Zeit in das noch immer zärtlich glimmende Herz der verlassenen Dido geworfen, werden nicht ermangeln, eine Feuersbrunst zu entzünden, welche vorerst die trennende Scheidewand ihrer Heirath mit Neuenbach verzehren, und dann, in heller Lohe hinüber leuchtend bis an die Ufer der Sei-

ne, den liebverlornen Ritter, der dort ein gefährliches Abenteuer für die Dame seines Herzens besteht, den Weg zu ihr zeigen soll.

Elmwald hat sich plötzlich wieder gefunden, und Alexandrine ist wie durch einen Zauberschlag verwandelt. Das Lustigste bey der Sache ist, daß sie meint, ich wüßte nichts, oder ahnete nur eben Etwas, während ihre leichtbewegliche Seele mit allen ihren Hoffnungen und Planen so klar vor mir liegt, wie eine geographische Karte, auf der sich jeder Gegenstand nach Lage und Verhältniß genau nachweisen läßt. Daß der Flüchtling sich gezeigt, wußte ich eher, als sie, und konnte nun recht mit Muße beobachten, welche Veränderungen diese Neuigkeit auch in ihr hervorbringen würde. Bey unsrer nächsten Zusammenkunft war die Verwandlung schon geschehen; sie leuchtete mir hell aus jedem Zug, jedem Blick, ja ich kann sagen, aus dem Ton ihrer Stimme entgegen. Wie gesagt, sie war verwandelt — und sie wähnt mich zu täuschen?

Ich lasse ihr diese Freude, denn sie ist unschuldig; aber jene zweyte nicht, auf die ich sie mit geheimer Rastlosigkeit hinstreben sehe, mich dem wiedergefundenen Geliebten zu opfern. Geopfert wird Dümesnard nicht. Er kann

zurücktreten, verlassen, hinwerfen, wenn Sie wollen, aber seine Persönlichkeit nie in der leidenden Bedeutung abwandeln lassen. Nicht, als ob ich kindisch genug wäre, Alexandrinen für etwas mehr, als ein angenehmes Mittel zu allerley Zwecken zu betrachten! Gegen Sie, meine schöne Freundinn, brauche ich jenen Theil meines Selbsts, den man mit dem unbestimmten Nahmen Herz belegt, nicht in Schutz zu nehmen. Sie haben an der Existenz desselben oft zu zweifeln versichert. Vielleicht auch bin ich bey der Austheilung dieses Gutes zu kurz gekommen, wie der Dichter nach Schiller bey der Austheilung der Erde. Wird mir aber, wie jenem, dafür die Entschädigung, an Jovis Tisch schwelgen, die Herrlichkeiten der Welt mit ihren Besitzern genießen zu dürfen, so meine ich, ich dürfe mich eben nicht für übervortheilt halten. Auf keinen Fall werden Sie mich bey meinen künftigen Schritten, das weiß ich, eines Depit amoureux bezüchtigen; aber ich werde es nicht dulden, daß Alexandrine den aufgegebenen Liebeshandel wieder beginne, und die Welt mich für einen Nothbehelf halte, der ihr so lang zum Zeitvertreib gedient, bis sich der wahre Besitzer und Beherrscher dieses kleinen leidenschaftlichen Herzens

wieder gefunden, um sein altes Reich nach Bequemlichkeit in Besitz zu nehmen.

Sie hat mit List und Tücke das arme verliebte Pärchen getrennt. Nun trage sie die Strafe dieses Unrechts, und die Werkzeuge, die ihr dienten, jenen Zweck zu erreichen, sollen sich in die Mittel verkehren, sie dießmahl auf immer davon zu entfernen! So rächt sich jede schlimme That am sichersten durch sich selbst.

Daß ich auf Ihre Mitwirkung, so wie auf Ihre Verschwiegenheit bauen darf, meine schöne Freundinn, weiß ich. Es gilt ja Alexandrinens Wohl; denn in jener Verbindung blühte und blüht ihr einmahl kein Glück. Wir leisten ihr also einen Dienst, wenn gleich wider ihren Willen, wenn wir sie von thörichten Schritten abhalten.

Zwey und sechzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinde.

O . . g den 20. October 1809.

Nein! Es ist unmöglich! Ich kann Neuenbach meine Hand nicht geben. Es wäre Treubruch, Hochverrath an Alphons, an Neuenbach selbst. Seit gestern tobt ein Aufruhr in meiner Brust. Lies das beygeschloßne Billet, und urtheile von meiner Stimmung! Die Briefe, welche es begleitete, sind seitdem meine einzige Beschäftigung, mein einziger Gedanke. O Alphons! Wie strafbar mußte ich dir erscheinen! Doch nein, du kannst mich nicht anklagen. Ich war getäuscht, wie du. Ein höllisches Gewebe von Trug und Bosheit hielt uns Beyde umsponnen. Er war treu, er ist es noch — und ich an einen Andern verlobt!

Abschrift des Billets.

Ein Zufall, dessen Erörterung Sie, mein verehrtestes Fräulein, schwerlich interessiren kann, brachte vor einigen Tagen diese Briefe, welche durch mir unbekannte Ereignisse auf der Post oder anders wo zurückgehalten worden, in meine Hand. Eine, wie wohl entfernte, Bekanntschaft mit Ihrem Hause, und die Hochachtung, welche Ihre Eigenschaften Jedem, der Sie zu kennen die Ehre hat, einflössen, erregten in mir den Wunsch, dieses — vielleicht kostbare Pfand in Ihre Hände kommen zu lassen. Nehmen Sie es an als Ihr Eigenthum, und zugleich als einen Beweis der Verehrung eines

Unbekannten.

Das war der Zettel, der um ein Päckchen von mehr als zehn Briefen, mit Aufschriften an mich, geschlagen war, in welchen ich mit Freude und Entsetzen Alphonsens Hand erkannte. Es waren seine Briefe aus Paris an mich. Er hatte mir so oft geschrieben, und keine Antwort erhalten. Darüber klagen alle seine spätern Briefe; und sein letzter, den ich durch einen eben so unerklärlichen Zufall allein erhielt, und in welchem er sich von mir lossagt, war nichts

als eine natürliche Folge meiner unverzeihlichen Kälte! Wie diese Begebenheit zusammenhängt, wo diese Briefe bis jetzt gewesen, die ich unerőffnet zurück bekam, wer an meiner Statt die Recepissen unterschrieben, von deren Empfang Alphons in jenem unseligen Blatt deutlich spricht, ist unerklärlich! Ein dunkler Schleyer liegt über dem Geheimniß der Bosheit und Hinterlist; aber wir waren die Opfer davon.

Welch ein Ton herrscht in diesen Briefen! Welche innige Liebe, welches zarte Gefühl und welche Selbstbeherrschung athmen sogar seine Vorwürfe, seine Klagen über mein Stillschweigen, seine Zweifel an meiner Treue, seine Furcht vor Neuenbach. Er findet es so begreiflich, so verzeihlich, wenn ich, bey der Ungewißheit unserer Aussichten, diesen Anträgen, die mir eine ruhige und sehr angenehme Existenz zusichern, und den Wünschen meines Vaters Gehör gäbe! Er geht so weit, mich zu versichern, daß er nur mit dem höchsten Schmerz, aber ohne Bitterkeit, mich diesen Schritt thun sehn würde. Rosalinde! Er fühlt nicht, was Er ist, und was Neuenbach! Er allein hat keine Augen für seine Vorzüge.

Nein! Ich kann mein Wort nicht halten;

mein Vater, Neuenbach können es nicht fordern. Jener Schwur an Philipps Sarg ist älter, er wurde nur einseitig, und nur aus unüberwindlichem Irrthum gelöst. Darum ist er für mich bestehend, ich bin verpflichtet, ihn in seiner vollen Kraft zu halten, und ich würde meineidig werden, wenn ich ihn bräche.

Neuenbach ist seit acht Tagen fort. Ein Brief eines unsrer Handelsfreunde der ihm von der Stellung unserer Angelegenheit in Paris selbst Nachricht gab, und ihn aufforderte, hinzureisen, weil nur dort etwas Hinreichendes zu bewirken ist, hat ihn endlich vermocht, diesen Schritt zu thun, den schon mein Vater gewünscht, und ich ihm dringend empfohlen hatte. Ach, Alphons hätte so lange nicht gewartet! Ihn würde es gedrängt haben, zu handeln, zu opfern, sich selbst auszusetzen, wenn es nöthig war. Ich werde Neuenbach schreiben, ich werde ihm die Geschichte jener Briefe, und die unvermeidliche Änderung, die sie in unsrer Lage hervorbringen müssen, melden. Meine ganze Stellung ist verändert, alle Gründe, die mich bestimmen konnten, haben aufgehört. Es ist nicht möglich, ich kann die Seinige nicht werden!

Drey und sechzigster Brief.

Gräfinn Herminie von S** an Chevalier Dümesnard.

den 26. October 1809.

Ihr Wunsch ist erfüllt. Das Paket Briefe ist in der gehörigen Hand. Ich schließe hier den Empfangsschein bey, der wohl von dem Mädchen jetzt selber unterzeichnet seyn muß, seit keine geschickte Hand mehr in der Nähe ist, um ihre Schriftzüge nachzuahmen. Auch sollen Sie mich loben, wie treu und geschickt ich mir Ihren einst im Scherz gegebenen Unterricht zu Nutze gemacht, und die Briefe wieder so täuschend in ihre Umschläge zu verwahren gewußt habe, daß das gute Kind, das gewiß in der Überraschung des Schmerzes und der Freude nicht daran gedacht hat, allzugenaue Untersuchungen anzustellen, auf keinen Verdacht gekommen seyn kann.

Nun, da die Sachen ohne mein Zuthun auf diesen Punct gediehen sind, gestehe ich Ihnen, lieber Chevalier, daß ich recht froh darüber bin; denn die armen Getrennten dauerten mich, und besonders dieser Elmwald — sehen Sie nicht düster wenn ich Ihren Rival lobe! — zeigte sich mir von jeher aus Alexandrinens Briefen, aus seinen eigenen, wie aus Ihren Schilderungen, als eine in unserer Welt so seltene Erscheinung, daß es mir lieb seyn soll, wenn er auf seine Art glücklich wird.

Und wirklich, Alexandrinen geschieht ein Gefallen dadurch, wenn wir sie vor dieser neuen Umstrickung, die ihr nur Qualen bereitet, bewahren können. Ich bin auch nicht unthätig gewesen. Gleich nach Empfang Ihrer Staffette verließ ich mein einsames Landgut, auf welchem ohnehin im vorgerückten Herbste meiner keine besonderen Freuden mehr warteten, da selbst der Sommer sie mir nur spärlich biethet, und erschien in der Residenz. Hier erwartete der ganze Hof, und besonders der alte Herzog, mit Ungeduld Alexandrinens Ankunft, die nach der Abwesenheit fast eines ganzen Jahres wieder langentwohnte Freude und Leben in das etwas förmlich steife Getriebe bringen, und die eingeroste-

ten Gemüther durch Abwechslung und geistige Thätigkeit wieder in ein angenehmeres Spiel setzen sollte. Ich wußte diese gelegne Stimmung wohl zu benützen, und gehörig zu verstärken. Sie wissen, der Herzog war mir immer ein wenig gewogen. Alexandrine hat ihm vor der Reise meine Sache noch einmahl dringend empfohlen. Der alte Herr empfing mich sehr gnädig, und ich vergalt Dienst mit Gegendienst, indem ich seine Sehnsucht nach der geliebten Tochter, und seinen Wunsch, sie wieder zu sehen, so lebhaft zu erregen wußte, daß sogleich ein ziemlicher entscheidender Brief nach Frankfurt abgehn wird, wenn es nicht schon geschehn, um unsre Reisenden, die sich in der alten Reichsstadt allzuwohl zu gefallen scheinen, nach K.. zu bescheiden.

Alexandrine wird zwar von dem Dienste, den ich ihr hiermit geleistet, nichts erfahren; auch möchte sie mir's für diesen Augenblick, wo in dem goldnen Lockenköpfchen ganz andre Projecte spucken mögen, wenig danken. Einst wird sie aber einsehn, daß wir besser für sie gesorgt haben, als sie selbst.

Und so zähle ich denn, lieber Chevalier, bald auf das Vergnügen, Sie wieder zu sehn, und

auf einige sehr schöne Wintermonathe; denn so bald wollen wir den flüchtigen Zugvogel, wenn wir ihn erst haben, nicht entwischen lassen. Vielleicht beschneidet ihm, so sehr er sich zu sträuben scheint, Amor doch ein wenig die Flügel; denn man sagt, der kleine Gott sey eifersüchtig, und wolle nur allein das Vorrecht haben, zu flattern, dieß aber einem ernsten Diplomatiker nicht auch gestatten.

Vier und sechzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinde.

D..g den 27. October 1809.

Mein neulicher Brief, du theure Schwester meiner Seele, mag wohl ein Bißchen wahnsinnig geklungen haben, und frevelhaft obendrein. Ich habe seit dem strenges Gericht über mich gehalten, mich meiner leidenschaftlichen Hitze geschämt, und — nicht an Neuenbach geschrieben. Das war die erste Sühne, die ich dem Himmel und meinem Vater für jene pflichtwidrigen Vorsätze schuldig war.

Ja, die Gewohnheit der Leiden, und die Nothwendigkeit, sich über Andre zu vergessen, geben dem Menschen doch viele Kraft über sich selbst, und was diese nicht vermögen, ersetzt ein

kindlich heißes Gebeth. Ich habe den Aufruhr meines Gemüths niedergekämpft, ich habe mich selbst, meine Zuversicht, und was ich der Pflicht schuldig war, wiedergefunden.

Keineswegs kann die Gewißheit, daß Alphons mich unveränderlich geliebt, und nur unerklärbare Ränke ihn in meinen Augen strafbar scheinen machten, indeß sein großes Herz fest in den alten Banden hielt — keineswegs darf diese Überzeugung meine Pflicht aufheben, den deutlich ausgesprochenen Willen meines Vaters zu vollziehen. Würde ich unter gleichen Umständen mich nicht auch, als noch ein heiliger Schwur mich band, unterworfen, von Alphons die Lösung jenes Bundes gefordert, und — o sein schönes Herz weiß, was Kindespflicht ist! — erhalten haben? Ja, ich hoffe zu Gott, ich würde es vermocht haben, wenn ich gleich wie jetzt gefühlt hätte, daß die innersten Fäden meines Lebens reißen mußten.

So steht Alles, wie es war, meines Vaters harte gebiethende Noth, meine Verpflichtung, und die schwere Aufgabe, den guten Neuenbach nie ahnen zu lassen, was mein Entschluß mich gekostet. Frey bin ich ja, bin von Alphons selbst losgegeben, wiewohl aus irriger

Voraussetzung. Für ihn ist es dasselbe, für mich muß es dasselbe bleiben.

Und Rosalinde! Laß mich aufrichtig seyn! Habe ich denn durch diese Umstaltung der Verhältnisse nicht auch wirklich gewonnen? O, der rühme sich nicht, wahrhaft geliebt zu haben, dem das Bild des Geliebten nicht das Theuerste, Heiligste auf Erden ist, der an dessen Reinheit und Verklärung sich nicht in den schwersten Stunden aufrichten, bey ihm in Trennung, Gefahr, ja im Tode Trost finden kann. Mir war dieß himmlische Licht auf eine Zeitlang getrübt. Das war im Grunde das Schmerzlichste meiner Prüfung, daß sein Ideal mir verloren gegangen war, und ich gar nichts hatte, woran mein zitterndes Herz sich halten konnte! — Nun habe ich es wieder. Gottes Vatermilde hat die Seufzer meines gebrochnen Herzens gehört, er hat ihn mir wiedergegeben — nicht so, wie wir auf Erden dieß Wiedergeben meinen — aber für die Ewigkeit, für ein besseres Seyn, dem ich ja sichtbar entgegenreife. Hell und himmlisch steht er vor mir, ich sehe ihn wieder, wie er war, und noch ist, diesen unaussprechlichen Ausdruck der Blicke, diese edlen düstern Züge; ich höre seine Stimme mich mit Tönen der Liebe rufen,

ich sehe ihn bald mit hohem Ernst von würdigen Gegenständen feurig sprechen, bald wie ein fröhliches Kind in schöner Arglosigkeit sich heiterem Frohsinn überlassen. So steht er vor mir, ganz wie in den seligen Zeiten unsers Beysammenseyns, und ich trete hin vor die geliebte Erscheinung, und schwöre ihr nochmahl für jene Welt ewige Treue. Hiernieden muß ich eine Weile eines Andern seyn. Aber beruhige dich, Alphons! Es währt nicht lange. Unser Bund war nicht von dieser Welt; er ist auch nicht für sie. Dort kommt dir deine Lucie entgegen, nachdem sie dich, wie Yoricks Maria ihren unglücklichen zurückgelassenen Freund, noch einige ängstliche Bewegungen im schweren Erdentraume hat machen sehen, und empfängt dich in den Auen des Friedens, wo unsre Liebe ihre Heimath findet!

den 30. October.

Wo er wohl seyn mag? Ob er noch lebt? Seit ein Paar Tagen geht diese Frage oft durch meinen Sinn. Als ich mich neulich recht müde geweint hatte, ward mir so leicht. Ein Vorgeschmack himmlischer Ruhe senkte sich auf mich

nieder — und ich sah Alphons, wie in einer Art Vision, so deutlich und hell vor mir. Es regte sich eine süße bange Ahnung in meinem Herzen: Wenn er todt wäre, wenn seine Seele sich der befreundeten Seele gezeigt hätte! O daß es so wäre, er mir vorangegangen, und ihm so alle Leiden erspart wären! Glaubst du wohl, daß ich mich freuen konnte? Ich dachte wie Klopstocks Selma:

Selmar! Ich sterbe vor dir — den Schmerz soll Selmar nicht fühlen,
Daß er sterben mich sieht — —

Ja, meine Liebe ist rein, von allem Irdischen frey. Selbst Neuenbach darf ihr nicht zürnen; er hat nichts von ihr zu fürchten.

Er hat aus Paris geschrieben. Sein Brief gab uns viel Trost. Er hat meines Vaters Angelegenheit bey Weitem nicht in so schlimmen Zustande gefunden, als er selbst und wir alle mit ihm geglaubt, ja er hofft nicht allein, was das Schicksal seiner Person, sondern auch, was das Vermögen betrifft, viel Gutes. Es soll ein bedeutender Theil desselben erhalten werden können. Gott gebe seinen Segen dazu! —

Wird uns der Vater, den Geschwistern das Erbtheil erhalten: dann ist doch rings umher vieles gut geworden; und wie es in mir ist — das sollen mit Gottes Hülfe nur Er und du wissen.

Fünf und sechzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris den 5. November 1809.

Wie wunderbar, mein Raphael, wie überraschend gestaltet sich hier in der lärmenden Welthauptstadt das Leben deines einfachen Freundes! In wie seltsam ungeahnetem Lichte erscheint mir Manches, früher ganz anders Gekannte! Und was — ich bitte dich — was wird noch daraus werden?

Von dem Eindruck, den Paris, als das, was es ist, auf mich gemacht — vielleicht ein andermahl, vielleicht erst, wenn wir uns wiedersehn, was nicht so fern seyn wird, als ich beym Abreisen dachte. Elmwald hat unbegreiflich viel vorgearbeitet, und Schritte gewagt, über deren Kühnheit, wie über ihren glücklichen Erfolg, ich

erstaunte. Er hat sein Wohl, seine Sicherheit mit rücksichtslosem Muth auf's Spiel gesetzt. Aber es ist gelungen, und bewundernd erkenne ich sowohl die Gewandtheit, als die Aufopferung, mit der er gehandelt. Florheim hat für seine Person nichts mehr zu fürchten. Ich habe bereits an Lucien geschrieben, daß sie ihm davon Nachricht gebe; denn in den letzten Tagen meiner Anwesenheit in O..g bekamen wir die erste Kunde von ihm und seinem körperlichen Wohlbefinden aus seinem verborgenen Aufenthalt. In dem Augenblick ist er wahrscheinlich seiner Familie wiedergegeben.

Als ich hier ankam, stieg ich der Verabredung gemäß bey Elmwald in seiner Wohnung ab. Er kam mir weit voraus auf der Treppe entgegen. Sein Empfang war, wie der eines Bruders, aber wie eines älteren, der nach des Vaters Tode den jüngern ernst, doch herzlich umarmt. Ich fand ihn sehr verändert, und — du kennst mich, Raphael! — der Gedanke an die Verpflichtung, die wir ihm haben, der Blick in seine schönen, jetzt so düstern Züge stimmte mich weicher gegen ihn, als ich es wohl nach allem, was ich wußte, hätte seyn sollen. Auch er mochte Ähnliches fühlen. Das Unglück edler

Menschen, an welchen wir Beyde warmen Antheil nehmen, hatte uns einander genähert; in der Anhänglichkeit an Florheims Haus begegneten sich unsere Seelen. Er führte mich auf sein Zimmer. Wir hatten erst ein Paar Worte geredet. In seinem Gemüthe arbeiteten schmerzliche Gedanken, ich sah, daß ihm das Sprechen Mühe machte, und oft kehrte das halb articulirte Wort in die schwer athmende Brust zurück.

So fühlte ich wohl, daß das Reden an mir sey. Ich brachte ihm meinen herzlichen Dank für seine Verwendung, und schilderte ihm, was bisher durch mich und Andre in O..g unternommen und ausgeführt worden war. Der Antheil an dem Geschick seiner Freunde überwog den Trübsinn seines Geistes. Er redete nun eifrig, mit klarer Ansicht, mit gründlicher Kenntniß, er zeichnete mir mit wenigen kräftigen Zügen die Bahn vor, die wir nun gemeinschaftlich zu gehen haben. Ich muß jeden Schritt billigen, den er thut, oder mich thun heißt. Wir arbeiten nun miteinander, und, wie ich dir im Eingange des Briefes gesagt, ich hoffe bald am erwünschten Ende unseres Strebens zu stehn. Es ist *sein* Werk fast ganz allein.

Luciens Nahme ist noch nicht zwischen uns genannt worden. Er vermeidet — fast möchte ich

sagen ängstlich — irgend etwas zu berühren, was auf seine früheren Verhältnisse Beziehung haben kann. Oft begreife ich das, wenn ich mir zurückrufe, wie großes Unrecht er gegen die Unglückliche hatte; und oft wieder — ich versichere dich, Raphael, es gibt Augenblicke, wo des wunderbaren Menschen tiefes leidendes Gemüth mich so ergreift, daß ich schwören möchte, er wäre auch in dieser Beziehung schuldlos, so wie ein genaueres Zusammenleben — er hat mir seine Wohnung auf eine Art angebothen, daß, sie ausschlagen, Unfreundlichkeit gewesen wäre — mich allmählig auf einen hohen Werth seines Herzens schließen läßt. Es liegt ein tiefer Gehalt in dieser streng verhüllten Brust, der zuweilen hervorbricht, und den Reichthum seiner Seele ahnen läßt. Wie es immer sey, so glaube ich, daß hier ein Geheimniß walte. Ich glaube — oder soll ich sagen, ich fürchte? — daß weder ich noch selbst Lucie Alles weiß, was uns zu wissen nöthig wäre!

Ich habe noch keinen Brief von ihr bekommen. Es war auch wohl kaum möglich, wenn ich die Entfernung und den Postenlauf berechne. Doch glaube ich manchmahl, es müßte seyn; es wäre nicht möglich, daß ich so lange ohne Nachricht von der Einziggeliebten seyn könnte. Ach,

sie ahnet nicht, wer um mich lebt, wen genau kennen, und, ich schäme mich nicht es zu gestehn, lieben zu lernen, ich jetzt täglich Gelegenheit habe. Ich werde keinen leichten Stand haben, ihr diesen früheren Freund, der noch das heilige Vorrecht der ersten Neigung für sich hat, nicht — zu ersetzen, aber doch nicht ganz vermissen zu lassen. O Raphael! Warum habe ich sie so spät gefunden! Leb wohl, theurer Freund! Ich will hier noch einen Brief Luciens erwarten, der in ein Paar Tagen eintreffen kann. Bis dahin werden sich, wie ich hoffe, unsere Geschäfte so weit geordnet haben, daß ich dir den Tag meiner Abreise von hier melden kann. O Wiedersehn! Wie entzückend, wie schmerzlich wirst du mir seyn! Ja, ich versichere dich, schmerzlich; weil ich diesen Elmwald kennen gelernt habe.

Sechs und sechzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**.

Frankfurt den 5. November 1809.

Nur um wenige Tage, meine theure Freundinn, wird dieser Brief meiner Ankunft in meinem geliebten K** vorausgehn, nach welchem sich mein Herz mit schmerzlicher Freude sehnt. Es sind gar manche Ursachen, die mich die Heimath suchen machen. So sucht das gescheuchte Reh, dem bald ein muthwilliger Hirtenknabe, bald ein grausamer Jäger den harmlosen Gang durch den Wald verleidet, und es rastlos von Busch zu Busch zu eilen zwingt, mit ängstlicher Hast das tief verborgne Lager seiner nächtlichen Ruhe, und sehnt sich nach den schützenden Schatten und der trauten Stille. Auch lockt mich eine

süße Stimme heimwärts. Es ist die Stimme des Vaters, der sein Kind, welches in der Fremde ein unerreichbares Glück mit schmerzlichem Streben suchte, nach Hause ruft, wo ihm im milden Vaterarme wenigstens Ruhe werden soll. Mein Vater hat mir geschrieben; er wünscht mich zu sich. Ich werde dich daheim finden, und der erfahrne Freund wird mich begleiten. Ich sehe also stillen, und in mancher Hinsicht genußreichen Stunden entgegen.

Einen Augenblick leuchtete ein schimmerndes Meteor mit verführerischem Flackern wieder vor mir auf, und schien mich von der ruhigen Bahn, die zuerst ein hartes Geschick, späterhin Überlegung und treuer Rath mich gehn hießen, wieder zurück in den Strudel der Verwirrung ziehen zu wollen. Eine Menge Entwürfe, Vorsätze, Wünsche gährten auf aus der bewegten Brust, in welcher eine, kaum durch Vernunft beruhigte, unselige Neigung aufs Neue erwacht war. Ich wußte nicht, was ich wollte, was ich sollte. Ein heißer Wunsch zog mich nach Paris; Klugheit und Wohlstand riethen, zu bleiben, und erst zu erforschen, wie die Sachen standen, weil ein übereilter Schritt eben so wohl unnütz als gefährlich seyn konnte. Dieß Erforschen aber unterlag

großen Schwierigkeiten. Mit Dümesnard zu sprechen, hielt eine sehr begreifliche Scheu, ja eine Art Zartgefühl mich ab. So blieb ich nur auf mich selbst, und was ich weit ausgreifend und unsicher wirken konnte, eingeschränkt. Ein Paar Wochen vergingen auf diese Art. Da trat eines Morgens Dümesnard in mein Zimmer. Seine Miene war ernster, und, ich möchte sagen, schärfer, als sonst; doch äußerte er nichts, sondern setzte sich mir gegenüber am Stickrahmen hin, wie er sonst zu thun pflegt, und verwickelte mich bald in ein lebhaftes Gespräch, oder vielmehr einen Streit, wie wir ihn oft führen — als er mit einem Mahl, die hellen Augen fest auf mich richtend, mit einem gähen Absprung von der Unterhaltung sagte: Wissen Sie auch, gnädigste Fürstinn, daß Elmwald wieder in Paris ist?

Ich fühlte, daß trotz aller Anstrengung, meine innere Bewegung zu verbergen, doch eine schnelle Röthe mein Gesicht überflog. Wirklich? sagte ich und suchte so viel Unbefangenheit, als ich vermochte, in meinen Ton zu legen: Was macht er denn dort? Am Hofe meines Vaters weiß man nichts von ihm.

Möglich; erwiederte Jener mit seiner ge-

wohnten Ruhe, indem er vor sich niederblickend mit den Fäden der Stickerey spielte: Er ist auch nicht in des Herzogs, sondern in seinen eigenen Angelegenheiten dort. Der Vater seines Mädchens —

Seines Mädchens? fiel ich ein.

Nun ja, jener Lucie, die er nicht vergessen zu können scheint. — Der Alte hat eine häßliche Geschichte angefangen. Freyheitsschwindel und Gewinnsucht haben in seinem Gehirn ihr Wesen getrieben; er hat sich in Englische Umtriebe, in Schwärzereyen eingelassen, ist entdeckt worden, und hat fliehen müssen. Sein Kopf stand auf dem Spiel; das Vermögen war ohnedieß verfallen. Da entreißt sich unser Ritter seiner Verborgenheit, geht nach Paris, benutzt die Verbindungen, welche die Aufträge Ihres Hofes, meine Durchlauchtige, ihm voriges Jahr anknüpfen halfen, und schlägt sich dort für seine verlaßne Schöne.

Er schwieg hier. Ich war nicht im Stande, ein Wort einzuschieben. Er erhob den Blick, sah mich an, und senkte dann gleich wieder, wie du ihn kennst, die feinen Augenwimpern, indem er sinnend niederschaute. Es ist wunderlich, begann er langsam, aber es ist: Elm-

wald wagt ziemlich viel, er setzt sich aus, um Luciens Vater zu retten. Wenn es gelingt, wird diese Großmuth ihre gehörigen Folgen haben, und das treue Pärchen sich nach allerley Stürmen wieder vereinigen.

Sehr wahrscheinlich! sagte ich mit aller Gleichgültigkeit, die ich erkünsteln konnte: Lächerlich ist die Geschichte bey allem dem. Ich hätte Elmwald für klüger gehalten. — Ich stickte emsig fort; aber Kränkung und Ärger arbeiteten in meiner Brust, und der Faden brach alle Augenblicke. Dümesnard erhob sein Auge jetzt wieder auf mich: Und Sie sind so ruhig, meine Durchlauchtigste? Ich glaubte, Ihnen eine Nachricht gebracht zu haben, die Sie in einige Bewegung setzen würde, wenn ich an die Aufträge denke, mit welchen Ihr gütiges Vertrauen mich vorigen Winter beehrte.

Ich erröthete — ich war auf Kohlen. Sein scharfer Blick blieb auf mich geheftet, und um seinen Mund schwebte ein Ausdruck, von dem ich nicht zu sagen im Stande bin, ob er Triumph, Spott oder Bitterkeit war?

Was auch meine Absichten gewesen seyn mochten, Chevalier, als ich voriges Jahr Ihre Güte in Anspruch nahm — bey der jetzigen Lage der

Dinge kann, ja darf diese Neuigkeit mir nicht anders als gleichgültig seyn.

Sie darf nicht? Wie darf ich das ausdeuten? rief er, und ein unbeschreiblicher Blick der schönen blauen Augen ruhte auf mir, und das Lächeln um seinen Mund war freundlich.

Wie Sie können, und wie Sie wollen, Chevalier!

So deute ich es mit der größten Süffisance aufs günstigste, sagte er, sprang auf, und küßte meine Hand: Wir gehn nicht nach Paris?

Gewiß nicht! lächelte ich, und sah ihn so freundlich an, als ich konnte, während tausend Qualen in meiner Brust wühlten. Ob ihm meine Erschütterung entgangen war, weiß ich nicht; genug, er ward fröhlich, er schien beruhigt. Sollte es möglich seyn? Hätte Dümesnard wirklich gefürchtet, und dieser kalte Diplomatiker sich etwas unter seinem Ordenssterne bewegen gefühlt? Ich kann es kaum glauben, und doch scheint es so. Er blieb heiter, das Gespräch stockte keinen Augenblick, und ich danke dieser fortreißenden Gewalt seines Witzes; denn sie riß auch mich über den ersten Augenblick einer bitteren Enttäuschung hin.

Als er fort war, brach freylich das künstli-

che Gebäude wieder zusammen, und ich fühlte, was Elmwald mir gewesen war, was Dümesnard mir nie werden wird! Aber ich erkannte auch bestimmt, daß nun nichts mehr zu thun sey. Bald darauf langte meines Vaters Brief an, und mein Entschluß war gefaßt. Dümesnard billigt ihn sehr; er bleibt seinem schönen Vorsatz treu, und begleitet mich. O, ich glaube, er wäre auch mit nach Paris gegangen. Ich fühle bestimmt, daß er sich in meiner Nähe wohl befindet, daß es ihm kosten würde, von mir zu scheiden, und dieß Gefühl thut mir in dem jetzigen Augenblicke, wo ich ein glänzendes Bild mit Gewalt aus meinem Herzen reißen muß, sehr wohl.

Ja, Herminie, die Poesie des Lebens ist von mir geschieden. Ich fühle ihren Abschied, ich höre das letzte melodische Rauschen ihrer Flügel. O Alphons! Alphons! Warum habe ich dich kennen gelernt! Dich mußte ich nie finden, oder nie verlieren! Öde und verblichen liegt das Leben hinter dir!

Doch nein! Das ist ungerecht, ich erkenne es. Dümesnard ist mir viel, sehr viel; ohne ihn wäre ich jetzt nahmenlos unglücklich. Dennoch kann ich die rebellischen Schläge meines Herzens

nicht dämpfen, das, sonst gewohnt von lebhafteren Regungen bewegt zu werden, sich in diese Stille, so heilend sie ist, nicht recht zu finden weiß.

Bald bin ich also bey meinem Vater, bey dir. Eure Liebe wird vollenden, was ich allein zu stillen nicht vermag. Laß Dümesnard nichts von dem ahnen, was ich dir geschrieben! Ich bedarf seiner, ich kann ihn jetzt nicht verlieren. Er ist nicht Alphons, aber er ist mein Freund. Er wird mich nicht entzünden, nicht entzücken; aber er wird mich heilen, es wird mir wohl in seiner Nähe seyn. Dann, wenn die trügerischen Hoffnungen der Jugend geschieden sind, werde ich an seiner Hand der ruhigen Reife des Lebens entgegen sehen.

Sieben und sechzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris den 16. November 1809.

Was wird aus mir werden? Was soll ich thun? Ich sitze an Elmwalds Bette, der, seit gestern krank, erst jetzt nach einer unruhigen verhängnißvollen Nacht ermattet eingeschlummert ist. In meinem Geiste ist es finster. Ein Chaos der streitendsten Gedanken verwirret sich in mir, es flimmert mir öfters vor den Blicken, und ich muß mir Stirn und Auge klar reiben, um mich zu fassen, und die Züge meiner Feder sehen zu können. Was wird aus mir, aus uns Allen werden? frage ich noch einmahl. Ich will mich sammeln. Du mußt erfahren, was sich zugetragen, du mußt — nein, rathen kannst du mir nicht. Der Rath, wie der Entschluß zur That,

muß frey aus der Seele hervorgehn. Bis deine Antwort kömmt, ist es viel zu spät.

Gestern Abends, als wir vom Restaurateur weggingen, bey dem wir zu essen pflegen, hatte Elmwald noch einen Gang zu machen. Ich ging zu Hause und setzte mich in der Dämmerung an's Fenster. Das bunte Gewimmel unter mir, das laute Leben, das auch jetzt mit dem Einbruch der Nacht nicht verhallte, das Rasseln der Kutschen, die den Theatern, den Unterhaltungsorten zurollten, der Contrast alles dieses mit unserm stillen O..g fiel mir lebhaft auf, und mit inniger Sehnsucht dachte ich an die fernen Lieben, an ihr strenggeordnetes Leben, an so manche Entbehrung, die sich die zart und reich Gewohnten jetzt gefallen lassen mußten. Ich sah meine — ach meine? Lucie im Kreise ihrer Geschwister mit Handarbeit emsig beschäftigt, indeß hier Alles in einer Art von Rausch dem Vergnügen nachjagte. So gestimmt, ward der Wunsch, Etwas von ihr zu hören, endlich einen Brief von ihr zu erhalten, doppelt lebhaft in mir, und in dem Augenblicke ging die Thüre auf. Elmwald trat in's Zimmer; der Bediente, mit Licht und den Briefen von der Post, folgte ihm.

Wir grüßten uns, und langten zugleich nach dem Angekommenen. Elmwald ergriff einen Brief, las die Aufschrift, erblaßte, und reichte mir ihn hin. Das Blatt zitterte in seiner Hand. Er war von Lucien. Ich sah seine heftige Bewegung, die Gewalt, mit der er sie meinen Augen zu entziehen strebte, indem er sich, anscheinend mit andern Briefen beschäftigt, vor seinem Büreau niedersetzte, und dem Bedienten schweigend winkte, ihm das Licht hinzustellen. Ich hatte Luciens Brief erbrochen. Er war kurz, außerordentlich kurz; die Züge schienen mir nicht so sicher geführt, wie sonst, ich glaubte zu bemerken, daß ihre Hand müde oder zitternd gewesen seyn müße, als sie ihn schrieb. Das erregte mir Besorgniß. Der Inhalt des Briefes zerstreute sie nicht. Es sprach eine unendliche Freundlichkeit, aber auch ein ganz zerknicktes Herz daraus, das sich noch jetzt unter der Last seines Kummers nicht aufzurichten vermochte. Und doch waren die Umstände jetzt schon sehr zum Guten gewendet, und sie war bey meiner Abreise so gefaßt gewesen!

Mein Gefährte hatte, während ich las, das konnte ich wohl sehen, mehr als einmahl ver-

stohlen nach mir herüber geblickt. Es war deutlich, daß ein Brief, — von Lucien geschrieben, einen Brand in seiner reizbaren Seele entzündet hatte; auch mochte ihm der Trübsinn, welcher sich später aus dem Blatte mir sympathetisch mittheilte, nicht entgangen seyn. Ich sah von der Seite, wie seine Augen auf mir ruhten, und erwartete jeden Moment, daß er aufstehen, mich fragen, oder doch eine Erkundigung von Weitem her einleiten würde. Er that es nicht; vielmehr versank er in tiefes Hinbrüten, sprang dann gäh empor, nahm Hut und Mantel, und stürmte in die neblicht finstre Novembernacht hinaus.

Ich harrte seiner Rückkunft lange vergebens. Es wurde neun, zehn, eilf Uhr — Elmwald kam nicht nach Hause, und ich konnte mich einer bangen Besorgniß um ihn, der mir schon so lieb geworden war, nicht erwehren. Nach eilf Uhr, als ich mich bereits an Luciens Brief müde gelesen, gesonnen, und geschrieben hatte, und im Begriffe stand, zu Bette zu gehen, pochte es heftig unten an der Hausthüre. Ich höre öffnen, reden, sehe Lichter, und bald darauf kommen viele Tritte die Treppe herauf an unser Zimmer. Mein Bedienter trat eilig und er-

schrocken herein. Man hatte Elmwald ohnmächtig auf dem Boulevard, nicht sehr weit von hier, ausgestreckt gefunden, und anfänglich für todt gehalten. Zufällig ging einer seiner Bekannten vorüber, der ihn der hülfreich um ihn beschäftigten Menge nannte. Man hob ihn auf, — der Pariser ist gutmüthig und dienstfertig, — und brachte ihn in seine Wohnung.

Ein Chirurg, den man sogleich gehohlt, trat mit herein. Elmwald war vom vorigen Jahre her in der Nachbarschaft bekannt, und wegen mancher Wohlthat, mancher Gefälligkeit geliebt. So beeiferte sich Alles, ihm beyzuspringen, und der Arzt hatte zu thun, um den allzugroßen Diensteifer zu mäßigen. Mehr als eine Stunde verging, bis er sich erhohlte. Die Kälte der Nacht, der rauhe Wind, der über das Boulevard hinstreicht, mochte die schon ergriffenen Nerven noch schärfer gespannt, und ihm die Ohnmacht zugezogen haben. Erstaunt blickte er um sich, er fand sich in seinem Zimmer, auf seinem Bette; aber fremde Gesichter beugten sich über ihn. Man sah, daß er den Zusammenhang nicht begriff. Jetzt wandte er sich nach mir um — ich hatte ihn im Arm gehalten — und eine heftige Bewegung durchzuckte ihn. Er wollte reden,

und vermochte es nicht. Da erklärte ich ihm mit wenig Worten den Zusammenhang, und suchte unter herzlichen Danksagungen die fremden Leute zu entfernen. Der Chirurg verordnete einiges, was sogleich angewendet wurde, und der Kranke beruhigte sich nach und nach. Er erzählte uns hierauf, aber matt und oft unterbrochen, daß er sich einige Bewegung habe machen wollen, weil er den Tag über viel gearbeitet, daß ihn aber Schwindel und Bangigkeit befallen, und genöthigt hätten, auf den Rückweg zu denken. Noch hoffte er das Haus zu erreichen, das kaum fünfhundert Schritte entfernt war, als ihn eine völlige Ohnmacht befiel; er sank ohne Bewußtseyn nieder, und mochte wohl eine Weile so gelegen haben, nach der Zeit zu urtheilen, wo man ihn fand, und nach Hause brachte.

Mir kam die ganze Erzählung unheimlich vor. Jener Brief, sein Hinstarren auf mich, die Bewegung, mit welcher er mich an seinem Bette gewahr wurde, der lange Spaziergang in einer solchen Nacht, endlich die Ohnmacht, eine natürliche Folge innerer Aufreibung, Alles vereinigte sich, mich einen tiefen Blick in sein Inneres thun zu lassen. Doch äußerte ich nichts, und schien seine Erzählung gläubig anzunehmen.

Gegen zwey Uhr entschlummerte er endlich, und der Chirurg entfernte sich mit dem Erbiethen, bey Tagesanbruch wieder zu kommen. Ich konnte nicht schlafen, und möchte auch meinen Kranken nicht allein lassen; daher setzte ich mich an sein Bett, und betrachtete diese bedeutenden Züge, die selbst im Schlummer noch von dem Schmerz des Innern zeugten. Auch war sein Schlaf nicht ruhig; er warf sich oft hin und her, seine Hemdkrause verschob sich, und — ein Medaillon, das er auf der Brust trug, wurde durch diese Bewegungen sichtbar. Meine Neugier, meine Bangigkeit stiegen aufs höchste; ich konnte meine Augen nicht von dem goldenen Reife abwenden. Bey der Dämmerung, welche ein einziges fernes Licht im Zimmer verbreitete, war kein Gemählde zu erkennen; doch glaubte mein angestrengter Blick weibliche Umrisse zu unterscheiden. Wie gern hätte ich mich genähert, wie gern gesehn, was zu erkennen ich doch innerlich bebte! Aber sein Schlaf war so unruhig; ich durfte es nicht wagen. Endlich schien die erschöpfte Natur zu erliegen; er schlief fest, und dem Anscheine nach gut. Ich hohlte das Licht. Zitternd, wie auf einer bösen That, nahte ich mich dem Schlafenden, meine Hand deckte die Flam-

me, daß sie seine Augenlieder nicht berührte, nur auf die schwerathmende Brust fiel der helle Strahl, ich erkannte das Bild — es waren Luciens Züge, die sein kummervoll arbeitendes Herz auf und nieder wiegte!

Luciens Bild auf seiner Brust! — Ich stand schaudernd an einem Abgrunde, in dessen Tiefe zu blicken und seine furchtbaren Geheimnisse aufzudecken ich nicht wagte. Psyche fiel mir ein. Auch sie hatte das verborgene Verbothene bey nächtlicher Lampe geschaut, und darüber verloren, was früher ihr Glück gemacht!

Es brauchte lange, ehe ich mich sammeln, und nur zum Theil des Aufruhrs Meister werden konnte, der in mir tobte. Jetzt habe ich mir ein Tischchen nicht fern von des Unglücklichen Lager bereitet. Mein Blick bewacht ihn. Ich schreibe dir die Geschichte des gestrigen unseligen Abends, der noch unseligern Nacht!

Wie wird sich das Alles noch gestalten? Er liebt sie *noch*, oder *wieder*? Unmöglich kann ich das Erste glauben. Jene Scene im Posthause sprach seine Gefühle zu deutlich aus. Und dann, sein hartes Stillschweigen, sein Nichtachten aller ihrer Briefe, ihrer sanften Bitten und Klagen, so lange er mit der Herzoginn in Pa=

ris lebte! Nein, er war ihr ungetreu; das ist entschieden.

Also hat er bereut? Hat er seinen Irrthum eingesehn, und ist zurück gekehrt zu dem frühern verjährten Gefühle? Aber warum gesteht er es nicht? Warum nähert er sich ihr nicht wieder? Von unsrer Verbindung kann er nichts wissen, kaum etwas ahnen. Was kann ihn sonst zum Schweigen bewegen?

Und in diesem Schweigen nimmt er sich mit glühendem Eifer der Sache ihres Hauses an, setzt sich Gefahren aus, trotzt mit kühnem Muth allen Hindernissen, wird vom Anblick ihres Briefes auf solche Art erschüttert, und trägt ihr Bildniß auf seinem Herzen!

Ich verwirre mich immer mehr, je mehr ich nachsinne, und mich bestrebe, in diese Nacht Licht zu bringen. Das allein ist klar, daß hier Geheimnisse verborgen liegen, die ich und selbst Lucie nicht ahnen kann.

Wie trüb ihr Brief war! Mich befremdete der Ton desselben um so mehr, als die gefahrlose Rückkehr des Vaters zu den Seinigen, die erste gesegnete Folge von Elmwalds Verwendungen, doch die schwerste Last von ihrem Herzen genommen haben, und sie wieder heiterer in

die Zukunft blicken lassen muß. Oder soll ich an eine völlige Unheilbarkeit dieses wunden Herzens glauben? Und jenes Bild dort auf der bangathmenden Brust! O, nur Einen Strahl des Lichts in diesem Dunkel, ernstes Schicksal! das mit unsern Planen, Irrthümern und Leidenschaften, als mit geringfügigem Spielzeug, seinen grausamen Scherz zu treiben scheint!

Elmwald bewegt sich stärker. Ich lösche mein Licht aus, der Tag fängt an zu dämmern. In mein Auge ist kein Schlaf gekommen. Vielleicht, daß der kühle Morgen mir einige Möglichkeit der Ruhe bringt. Leb wohl!

Acht und sechzigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

Paris den 24. November 1809.

Dem Himmel sey Dank, unsre Geschäfte neigen sich zu Ende, und bald wird mich Neuenbach verlassen. Es ist auch höchst nöthig, wenn ich nicht unter der Last der Kämpfe erliegen soll. Ich habe es vermocht, den Menschen, der aus Allen, welche die weite Erde bewohnen, mir — nicht der Verhaßteste — bey Gott! ich achte ihn von Herzen — aber derjenige ist, dessen Anblick mir die unerträglichste Qual verursacht, zu mir zu rufen, mit ihm zu leben, unter Einem Dache zu schlafen! Das vermag der Mensch, wenn er ernstlich will; das habe ich vermocht! Ich sagte es mit stolzem Gefühl. Aber der hochmüthige Aufschwung fängt an, sich schmerzlich zu rächen.

Ich fühle, daß es durchaus nicht mehr lange so dauern darf, wenn ich nicht eben so schmählich endigen soll, als ich frevelnd und stolz begonnen. Vor einigen Tagen hätte ich es bald mit dem Leben gebüßt, wenn keine hülfreichen Menschen mich Ohnmächtigen gefunden, und ins Leben erweckt hätten.

Noch hatte — das war mir nicht schwer gewesen, aus meines Gefährten Reden abzunehmen — er keinen Brief von Lucien erhalten. Ihren Nahmen vor ihm zu nennen, oder ihrer auch nur zu erwähnen, war mir nicht möglich; aber was ich wissen wollte, hatte ich erfahren. Es beruhigte mich. Schilt es kindisch, wenn du willst, ein einziges Tau ängstlich zu halten, wenn das ganze Schiff unsers Lebensglückes vor unsern Augen in den Abgrund versinkt! Genug, ich fand Trost in dem Gedanken, daß es nur ihre Pflicht, nicht ihr Herz war, was sie vielleicht an ihn knüpfte. Neulich komme ich eben nach Hause, wie er Briefe erhielt. Ich fasse darnach; der Erste sogleich ist von ihr. Ich reiche ihn ihm; zu reden war ich nicht im Stande. Ich sehe ihn denselben mit hastiger Freude erbrechen, lesen. Seine Züge verdüstern sich, seine Hand sinkt mit dem Blatte. Was es enthal-

ten haben mag? Gott weiß es! Gutes, Beruhigendes nicht. Aber in meiner Brust war auch der Sturm erwacht. Sonst und Jetzt, was ich verloren, was der neben mir besaß — regte sich in wildem Durcheinanderwirren in meinem Geiste; ich mußte fort, fort aus der beengenden Stube, aus der peinlichen Nähe. Draußen hing ein dicker Nebel bis tief in die feuchten dunkeln Straßen herunter, eine kalte Novemberluft berührte mich eisig. Dennoch war es besser, als was da oben in Neuenbachs Nähe mich ergriffen hatte. Ich eilte hinaus in's Freye, mir ward dem Anschein nach leichter. Wie lange ich mich in Nacht und Kälte herumgetrieben, weiß ich nicht. Ein schmerzliches Gefühl von Krampf und Schwindel weckte mich jetzt aus dem Labyrinthe unseliger Träume, ich fühlte daß ich mich nicht lange mehr würde halten können, und eilte übers Boulevard unsrer Wohnung zu. Da faßte mich der Schwindel mit neuer Gewalt, und ich verlor das Bewußtseyn. Nach langer, langer Zeit fühle ich mich von sanfter Wärme durchdrungen, ich vernehme Stimmen, ein Lichtstrahl dringt durch mein geschloßnes Auge, ich schlage es auf — ich sehe mich zu Hause, und Neuenbachs Gestalt ist das Erste,

was ich erkenne. O ich wünschte mir meine Ohnmacht zurück!

Er ist ein guter Mensch. Er hat meiner mit Liebe und Sorge, wie ein Bruder, gepflegt, er ist die Nacht durch nicht von meinem Bette gewichen, ich danke es ihm mit gerührter Seele — aber er bleibt doch mein Feind!

Der Zufall ging bald vorüber. Ruhe und Wärme stellten mich nach zwey Tagen wieder her. Neuenbachs Betragen kommt mir seitdem verändert vor, doch vielleicht herzlicher und wärmer. Er gehört zu den weichen Seelen, die im Mitleid die mächtigste Anreizung zur Liebe fühlen, und ist hierin den Weibern gleich. Mein böser Zufall hat ihn mir um ein Großes genähert. Ich bin ihm dankbar dafür, aber ich wünsche dennoch seine Entfernung, und darf sie nun auch hoffen; denn es geht Alles seinen gewünschten Gang, und Florheim ist in diesem Augenblick schon in den Armen der Seinigen.

Wenn Neuenbach fort, und alles hier beendigt ist, eile ich zu dir und dem Vater. Was noch mit mir werden wird, weiß ich nicht. Dienste würde ich ungern annehmen. Meine Kraft ist aufgerieben, und mich verlangt nach Stille und Verborgenheit. Auch glaube ich für

mich allein nicht viel zu bedürfen, so wie ich mit inniger Gewißheit mir vorauszusagen getraue, ich werde nicht alt werden. Die Erfahrungen der letzten zwey Jahre waren zu bitter.

Ich habe etwas Gewagtes unternommen; ich wollte sehen, was ich im Stande wäre, an eine Idee, an die Liebe zu dem einzigen Weibe zu wenden, das mir wahrhaft als solches erschien. Wirf mir mein Verhältniß zur Herzoginn nicht ein! Der vorüberfliehende Rausch gereizter Phantasie und verirrten Mitleids gegen eine ausgezeichnete Frau, die mir mit unverhehlter Leidenschaft entgegenkam, verdient diesen Nahmen nicht. Es war kaum eine zärtlichere Neigung. Ich habe nur Einmahl geliebt.

Aber ich weiß, daß auch Lucie nur Einmahl liebte. Dieser Neuenbach hat ihr Herz nicht. Das erkenne ich so deutlich, wie ich mein innerstes Selbst schaue. Er hat sich Verdienste um sie erworben, Ansprüche an ihren Dank; ihr Vater mag vielleicht befohlen haben, und sie hat gehorcht. So sehe ich Alles genau und hell in ihrer Seele. Nur über Einen Punct, über ihrem hartnäckigen Schweigen während meines vorjährigen hiesigen Aufenthalts, liegt noch ein undurchdringliches Dunkel. Dieß vermag ich

nicht zu lösen. Sie hat an mir gezweifelt; das ist unser Unglück, nicht meine Schuld. In diesem Zweifel hat sie sich zu falschen Ansichten, zu falschen Schritten hinreißen lassen. — Aber geliebt? — Nein, geliebt hat sie nie einen Andern, als den, dem sie sich im Angesichte des Todes verlobte — nicht zum frohen Bündniß; das beweist der Erfolg.

Es ist keine leichte Aufgabe meines Kopfes, hier klar, und eine noch schwerere Aufgabe meines Gemüthes, hier ergeben zu bleiben, und in dieser Vereitelung der unschuldigsten Hoffnungen, in dieser Zernichtung eines Bandes, das nur in der reinsten Absicht gegenseitiger Beglückung und Veredlung geknüpft war, einen heiligen Zweck väterlicher Vorsehung, und nicht ein grausames Spiel willkührlicher Macht, oder blinder Naturgesetze zu erblicken, wovon eines so trostlos ist, wie das andre! O es gibt Augenblicke, wo alle Lehren der Vernunft, alle Trostgründe des Glaubens nicht hinreichen, jene feindseligen Vorstellungen von mir abzuhalten. Das sind meine furchtbarsten Stunden.

Laß mich nicht länger bey diesen Erinnerungen verweilen! Das bloße Denken daran regt die dunkle Tiefe auf; wie trübe Schatten steigen die

bösen Vermuthungen und Schlüsse empor, reihen sich in furchtbarer Größe aneinander, schlagen die dunkeln Fittige über mein Haupt zusammen, und hüllen Alles um mich in Finsterniß. Wie leicht ist es, zu glauben, zu vertrauen, wenn man glücklich ist? Aber unter Schrecken und Schmerzen festhalten in Glauben und Hoffen — dazu gehört mehr Kraft, als ich manchmahl zu besitzen mich rühmen darf.

Neun und sechzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**.

K.. den 20. November 1809.

Welcher tückische Zufall muß gerade in dem Augenblicke, wo ich deines Umgangs, deiner Theilnahme, deines Raths bedürfte, die unangenehmste Störung herbeyführen, und dich wieder auf dein Landgut rufen, um in den trüben Novembertagen ein Paar Wochen mit langweiligen Geschäften zuzubringen, Rechnungen zu revidiren, und den Betrügereyen deiner Beamten nachzuspüren! Ich erkenne zwar, daß hier nichts zu thun war, als dich ziehen zu lassen; aber ich fühle darum nicht minder, daß du mir überall fehlst, und daß die wenigen Tage, an denen ich nach so langer Entbehrung deiner

recht mit vollen Zügen genoß, mir diese neue Abwesenheit nur desto unerträglicher machen.

Es liegt mir etwas auf dem Herzen, um dessentwillen ich deiner jetzt mehr als jemahls bedürfte. Ich stehe, bald möchte ich sagen, gleich dem Alciden am Scheidewege, wenn der Vergleich ganz passend wäre. Hier biethet die freundliche Gegenwart mir zuversichtlich die Hand, zeigt mir eine sonnig fruchtbare Ebene voll fleißigen Anbaues, voll Frieden und heiterer Behaglichkeit, wo sich's lieblich wohnen und ruhig leben läßt; dort tritt die Vergangenheit mit dem düstersinnigen Blick hervor, ihre Hand weist auf jene Berge hin, wo romantische Felsenklüfte mit blumenreichen Thälern wechseln, der Wassersturz aus nebligen Höhen fällt, und unten in der sonnigen Tiefe den Regenbogen auf seinen beruhigten Wellen trägt, wo ein ewig reges Leben mächtiger Naturkräfte waltet, steter Wechsel zu stetem Kampfe fordert, aber auch unaussprechliche Schönheiten das Gemüth zu erhabenen Empfindungen stimmen.

Aber, ohne Bilder zu sprechen, der Herzog weiß, daß Elmwald in Paris ist. Der Urlaub von sechs Monathen, den dieser von Marseille aus gefordert, ist noch nicht zu Ende. Die alte

Zuneigung meines Vaters erwacht, er kann sich von dem Liebling nicht scheiden, und er will nicht annehmen, daß es Alphons je Ernst gewesen, unsre Dienste ganz zu verlassen. Er liebt den Jüngling, und glaubt, dessen Liebe zu ihm müsse eben so stark seyn. Auch hat er etwas vom Zusammenhang der Dinge erfahren, daß nähmlich Elmwald die Legationssecretärs-Stelle heftig gewünscht, daß der Kummer um ihre Versagung, und die weitaussehende Sendung nach Frankreich seine Gesundheit untergraben, und ihn dann zu jenem übereilten Entschlusse getrieben habe. Das thut dem gütigen Greise leid. Er will nun gut machen, will an Alphons schreiben lassen, und ihn zurückrufen.

Das beunruhigt mich. Wohin soll es führen? Ich weiß, daß er von seiner Lucie nun und nimmer läßt, daß diese unselige Neigung zu ihr Schuld an allen verkehrten Schritten war, die er gethan, seit ich ihn kenne; ich sehe ein, daß, wie er ankömmt, alle Leiden, alle alten Stürme wieder beginnen werden — und dennoch wallt eine Regung des Entzückens in mir empor, wenn ich nur den Gedanken des Wiedersehens denke, wenn ich mir den Augenblick vergegenwärtige, wo ich diese Gestalt er-

blicken, diese Stimme hören, das bezaubernde Spiel seines Geistes, den Reichthum seines Gemüths erkennen soll!

Und Dümesnard? Hier liegt der Knoten! Er war gegenwärtig, als mein Vater über Elmwald sprach. So streng der feine Diplomatiker sich zu beherrschen weiß, zuckte doch ein bittersüßes Lächeln um seinen Mund. Den übrigen Abend war er meist stille, und seitdem ist seine sonst so gleiche Laune gestört. Kommt Elmwald an, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß Dümesnard uns verläßt. Ich verliere den klaren zuverlässigen Freund, den treuen Rathgeber, den höchstliebenswürdigen Gesellschafter; und gewinne? — nichts als Schmerz, Stürme, und alle Martern der Ungewißheit. Vernunft und Dankbarkeit, ja die gemeine Klugheit rathen mir, Alles anzuwenden, damit jener nicht komme, und dieser sich nicht entferne. Ich weiß es; aber das verödete Herz langt, gleich einem verzogenen Kinde, nach dem glänzend gefährlichen Spielzeug, und eilt achtlos an der Blume vorüber, die ruhig duftend am Wege steht.

Darum, Herminie, um dieses Zwiespalts in meiner Brust wegen, wünschte ich so sehr, dich bey mir zu haben. Du sollst mich über mich

selbst, über meine Wünsche, über die wahren Bedürfnisse meines Geistes aufklären; du sollst mit Dümesnard sprechen, und ihn ausholen. Ich möchte die Natur seiner Gefühle für mich kennen, ich möchte wissen, was ich von ihm zu erwarten habe, ob er auch im Stande wäre, seiner Zugvogel-Natur um unsertwillen zu entsagen?

Kannst du nicht bald in die Residenz kommen — mit Briefen ist hier nicht viel zu thun — so sollen Schneegestöber und Winterstürme mich nicht abhalten, zu dir zu eilen. Bey dir finde ich eine warme Stube, und ein warmes Herz. In zwey Tagen ist dann mündlich mehr ausgerichtet, als durch hundert geschriebene Blätter.

Siebenzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris den 26. November 1809.

Lies den eingeschlossenen Brief, den ich vorgestern von Fanny erhielt, lies ihn, und dann schließe auf meine Gemüthsstimmung!

Franciska Florheim an Eduard Neuenbach.

D..g den 14. November 1809.

Ehe Sie diesen Brief lesen, verehrter Freund, muß ich Sie bitten, das Auffallende meines Schrittes, die scheinbare Übereilung, daß ein junges Mädchen zuerst an einen Mann schreibe, mit Ihrer gewohnten Nachsicht zu entschuldigen, da ich sowohl unsere genauere Bekanntschaft,

als das Dringende der Umstände für meine Rechtfertigung anführen kann.

Sie werden aus Luciens Brief, welchen sie Ihnen vor einigen Tagen geschrieben, erfahren haben, daß unser geliebter Vater, in Folge Ihrer gütigen und eifrigen Verwendung für ihn, uns endlich wieder gegeben ist, nachdem wir beynahe zwey Monathe in steter Angst um ihn zugebracht. Der Tag seiner Ankunft war ein Freudenfest für das ganze Haus, und unserm Glücke mangelten nur zwey Dinge: Ihre, des großmüthigen Freundes, Gegenwart, und meiner Schwester heitrere Stimmung. Sie theilte zwar im ersten Augenblicke unsere frohe Trunkenheit; aber sie war bereits einige Zeit vor diesem glücklichen Ereignisse durch innere Kämpfe so aufgerieben, daß wir nicht ohne Grund selbst vor jener freudigen Erschütterung zittern, und traurige Folgen fürchten mußten. Und diese Kämpfe, diese innere Zerstörung sind es, welche mich zwingen, Ihnen zu schreiben, da ich es für meine Pflicht sowohl gegen Sie als Lucien halte, Sie in die vollkommene Kenntniß der Lage der Dinge zu setzen, welche auf Ihr und meiner Schwester künftiges Glück den wichtigsten Einfluß haben müssen.

Einige Zeit vor der Rückkehr meines Vaters erhielt Lucie von unbekannter Hand ein ziemlich dickes Paket, und als sie es öffnete, fanden sich in denselben zu ihrem Erstaunen und Schrecken zehn bis zwölf Briefe ihres Jugendfreundes Elmwald an sie, die er ihr im vergangenen Winter aus Paris geschrieben, und die, Gott weiß, durch welchen Zufall, oder durch welche Bosheit, liegen geblieben, wo nicht gar unterschlagen worden waren. Dem Anschein nach waren sie uneröffnet, obwohl es mich dünkte, hier und da Spuren einer heimlichen Gewaltthätigkeit zu bemerken. Sie enthielten die deutlichsten Beweise von Elmwalds unveränderlicher Liebe, von seinem Schmerz über Luciens Stillschweigen, von seiner unerschütterten Treue, und somit auch für meine Schwester die volle Überzeugung, daß Elmwald ihre Briefe nicht erhalten habe.

Welchen Eindruck die Lesung derselben, so wie die klare Erkenntniß, die daraus hervorging, auf Luciens Gemüth machte, überlasse ich Ihnen, zu ermessen. Sie war in den ersten Stunden in einem Zustand, der an Geistesabwesenheit grenzte. Wir fürchteten für ihre Gesundheit, für ihren Verstand. Was sie gerungen, gelitten, gebethet, weiß nur Gott, der sie auch

nach einigen Tagen mit wunderbarer Stärke segnete, so daß sie sich aus dem Abgrund ihrer Verzweiflung aufrichten, und sich ermuthigen konnte, fest und beharrlich auf dem einmahl vorgezeichneten Wege fortzuschreiten. Indeß kam die frohe Nachricht von der Rückkehr meines Vaters. Der genaue Zusammenhang, in welchem seine damahlige Flucht und die Verfügungen, welche er beym Abschied traf, mit ihrer Zukunft, und folglich auch mit der eben erlangten Kenntniß von Elmwalds Gesinnung standen, regte sie mit einer Heftigkeit auf, die ich diesem sonst festen und sanftem Gemüthe nicht zugetraut hätte, und dieser Zustand währt im Ganzen fort, und wechselt nur mit einzelnen Stunden ruhigerer Fassung, die sie sich durch strenge Selbstbeherrschung und heißes Gebeth errungen.

Neuenbach! Sie sind unser Freund, Sie haben sich als solcher in den trübsten Augenblicken bewährt; Sie sind die Stütze unsers Hauses, der großmüthige Retter meines Vaters gewesen. Die Verpflichtungen, welche wir gegen Sie haben, sind unermeßlich, unabtragbar. Das fühlen wir alle, das fühlt vorzüglich Lucie, und dieses Gefühl — lassen Sie es mich gestehn! — ist vielleicht die Hauptursache des Sturms, der

ihre Brust bewegt. Sie würde ihr Wort, das sie freywillig und mit vollkommner Überzeugung von der Würdigkeit des gewählten Lebensgefährten gegeben, ohnedieß nie zurück genommen haben; denn sie erkennt die Heiligkeit desselben so, als ob sie es vor dem Altar gesprochen hätte. Jetzt aber, wo der Verlobte auch der Befreyer des geliebten Vaters, der Retter aus nahmenlosem Unglück ist, jetzt weiß ich, daß sie lieber Alles dulden, alles opfern, als zurücktreten würde; ja der Gedanke, sich Ihnen unter diesen Verhältnissen willenlos zu ergeben, hat für ihre schwärmerische Seele einen Reiz, der allein im Stande ist, die Bitterkeit ihres sehr herben Schicksals zu mildern, und ihr die Kraft zu verleihen, jetzt nicht zu wanken. Aber, o treuer, edler Freund! glauben Sie denn auch wohl, daß dieß willenlose Opfer glücklich machen, und glücklich seyn werde?

Ich darf, ja ich muß es Ihnen sagen, was Luciens Gewissenhaftigkeit ihr zu gestehen verbeuth, was in ihrer Brust niederzukämpfen, sie die letzten Kräfte ihres Wesens anstrengt. Sie liebt Alphons noch eben so glühend, wie zuvor, und sie weiß seit drey Wochen ungefähr, daß sie noch eben so von ihm geliebt wird. Sein Be-

tragen gegen die Herzoginn, seine schnelle Abreise von Paris, sein Ansuchen um Urlaub, sein Verschwinden, Alles erscheint nun in ganz anderm und wie verklärendem Licht. Neuenbach! Soll ich aussprechen, was ich denke, was ich hoffe?

Ich fühle das ganze Gewicht der Zumuthung, die in diesen Worten liegt. Es ist so groß, daß ich es mit Worten auszudrücken nicht wage; aber ich lege meinen stillen Wunsch an Ihr Herz, edler, uneigennütziger Freund, der Sie uns durch die Gefahren, denen Sie sich um unsertwillen ausgesetzt, einen unvergeßlichen Beweis Ihrer Großmuth, und ihrer aufopfernden Liebe gegeben haben. Sie haben uns den Vater erhalten; ach, erhalten Sie uns auch die Mutter, indem Sie es Lucien möglich machen, das Leben freudig zu ertragen!

Daß sie nichts von diesem Brief ahnet, den ich heimlich, und nicht ohne Sorge, entdeckt zu werden, geschrieben habe, werden Sie vermuthen. Verrathen Sie mich daher nicht, Sie mögen nun durch meinen Brief auf was immer für eine Art zu handeln bestimmt werden! Schweigen Sie davon vor Allem gegen meinen Vater! Sie könnten mir einen Verdruß zuzie-

hen, von dessen Größe und Folgen Sie sich vielleicht keine Vorstellung machen werden, da Sie nicht berechnen können, wie reizbar das Unglück unsern guten Vater gestimmt hat. Ich zähle daher auf Ihr Zartgefühl, Neuenbach! und darum zähle ich mit voller Zuversicht.

Franciska.

Drey Tage sind es nun, seit ich dieß unglückliche Blatt erhalten, drey Tage unter Höllenqualen verlebt! Es bleibt nur Ein Entschluß, ich weiß es; denn es gibt nur Einen Ausweg — entdecken — verlieren!

Wie glühendes Erz fielen die Worte in Franciska's Brief auf mein Herz, daß ich es sey, dem sie die Befreyung ihres Vaters, die Rettung ihres Glückes danken. Dieses Wiederhohlen derselben Idee, dieß Vorerzählen ihrer Verpflichtungen, ihres Dankgefühls — o es ist unerträglich!

Was ich mitgewirkt — kann es wohl in Betracht kommen? Alles, Alles hat Elmwald gethan. Er hat sich mit Gefahr seiner Existenz in halsbrechende Unterhandlungen eingelassen; nur seiner Gewandtheit in Geschäften dieser Art, und seinen frühern Verbindungen war es

möglich, hier durchzudringen. Tausend an seiner Stelle würden unterlegen seyn. Er geht als Sieger hervor, und—mit zerrissenem Herzen.

Er war also nicht treulos, oder er hat eine vorübergehende Verirrung wieder gut gemacht. Er hat aus Paris an Lucien geschrieben, er hat ihre Briefe nicht erhalten, er hat sie für ungetreu, oder wenigstens für verändert halten müssen — und er opfert Alles, was ihm noch Werth haben kann, für sie!

Und soll ich kleiner neben ihm stehen? Soll ich hier genießen wollen, wo Alles um mich in Schmerz und Elend darbt? Die sterbende Lucie sollte ich an mein Herz drücken? Ihr Todes-Lächeln könnte mich beglücken? Mit dem Opfer eines hingeschlachteten Daseyns soll ich meine Treue belohnen lassen?

O Elmwald! Elmwald! Mensch, den ich achten, und dennoch beynahe hassen muß! Warum hat das Geschick dich in meine Bahnen geführt! Seit vorgestern, seit der unselige Brief die nagende Schlange voll tödtlichen Giftes in meine Brust geworfen, stehe ich ganz anders zu ihm. Ich kann ihn nicht mehr lieben; er hat mir zu viel geraubt. Aber ich kann ihn beglücken wollen—und ich werde es!

Welches ist der Zauber, der sein Wesen begleitet, ihm die Herzen unterwirft, und seine Fesseln unzerreißbar macht? Ich fasse es nicht. Eine Weile fing er an, auch über mich diese Macht zu üben. Franciska's Brief hat sie zerstört. Ich stehe frey neben ihm. Er hat edel gehandelt, groß, wenn du willst. Auch in meiner Brust lebt Kraft zu ähnlichen Aufopferungen. Er soll Lucien — —

O Gott! Großer Gott! Was bin ich im Begriffe, auszusprechen! — Also ihr entsagen? Also auf das ganze Glück meines Lebens verzichten? Nein, dieß Opfer ist zu ungeheuer! Ich kann nicht!

Sie war nicht Elmwalds mehr. Er hatte ihr längst entsagt, als er mit edler Uneigennützigkeit für die Rettung ihres Vaters das Schwerste unternahm. Er hat viel auf's Spiel gesetzt, es ist wahr; aber was ist das Alles gegen Luciens Besitz, gegen die Seligkeit, sie sein nennen zu können! Nein! Meine Entsagung wäre ungleich größer. — Ich kann nicht — werde daraus, was da will!

den 27. Morgens.

Ich habe eine furchtbare Nacht durchgekämpft. O wie oft, seit den letzten drey Tagen, hat je-

ner Wechsel streitender Gefühle, wie sie das erste Blatt meines Briefes enthält, in meiner Brust schmerzlich auf und abgewogt! Nein! Die Freundschaft, die Liebe, ach, der Himmel selbst kann mir nicht zürnen, wenn die zitternde Natur sich vor der Vernichtung entsetzt, wenn die Hand zurückbebt, die das eigne Todesurtheil unterzeichnen soll. Ich weiß, was ich muß, was allein hier zu thun ist; und mir fehlt die Kraft, es auszusprechen.

Franciscken jetzt schon zu antworten, ist mir nicht möglich. Ich bin nicht im Stande, meine Gedanken so weit zu ordnen, um sie zusammenhängend, und mit der Deutlichkeit, die ich dem guten, theilnehmenden Wesen schuldig bin, hinzuschreiben. Ich habe wohl noch eine Weile zu kämpfen, bis dieser Sturm nur in so weit beruhigt ist, um in meinem entzündeten Gehirn eine klare Gedankenreihe aufkommen zu lassen. Leb wohl!

Zwey und siebenzigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

Paris den 30. November 1809.

Welche Entdeckung! Noch wie betäubt, und keiner deutlichen Vorstellung mächtig, sitze ich hier, und sinne, ob es ein Traum ist, der mich äfft, wie so oft in meinem Leben die schönsten Hoffnungen gethan, oder ob ich glauben darf, was ich hörte, was ich las, sey Wirklichkeit?

Gestern Abends kam die letzte Entscheidung wegen der Florheimischen Angelegenheit aus dem Büreau des Ministers an mich. Es war nun in O...g alles beygelegt, Florheim mit Aufopferung eines bedeutenden Theils seines Vermögens von der übrigen über ihn verhängten Strafe losgesprochen, seine politischen Unternehmungen aber als wenig gefährlich erklärt,

und alles zur großen Zufriedenheit der Familie beendigt.

Ich eilte noch spät mit dem Blatte in Neuenbachs Zimmer, der seit ein Paar Tagen ganz sonderbar zerstreut, ja verstört, sich meist außer dem Hause umhergetrieben hatte. Er empfing es mit starrem Blick aus meiner Hand, las es, sank bleich und erschöpft auf einen Stuhl, und winkte mir, als ich mich ihm besorgt nähern wollte, mich zu entfernen. Ich sah ihn bedenklich an; aber ich ging. Diese Wirkung meiner Nachricht war mir, ich gestehe es, unerwartet. Ich hatte mich ihrer rein erfreut, um des Guten willen, das dem Florheimischen Hause, das Lucien daraus entsprang, und auch, weil meine Stellung zu Neuenbach, die immer drückend, aber in der letztern Zeit seines seltsamen Betragens wegen sehr unangenehm gewesen war, nun aufhören, und uns Beyden die Freyheit gegeben werden würde, in ganz entgegengesetzten Richtungen unsern Lebensweg fortzusetzen.

Heut morgens trat er zu mir herein. Seine Züge waren bleich, verfallen, seine Augen trugen Spuren vielen Weinens. Erschrocken eilte ich ihm entgegen. Da reichte er, ohne zu sprechen, mir ein Blatt, von Frauenzimmerhand be=

schrieben, und sagte nach einigen Augenblicken mit fast tonloser Stimme: Ich war mit Lucien verlobt. — Das ist vorbey. Sie sind der Retter ihres Vaters. Sie lieben sie noch — ich trete sie Ihnen ab. Er wandte sich, um zu gehen. Ich sah ihn zittern, schwanken; ich sprang auf ihn zu, und ließ ihn auf einen Stuhl niedersitzen. Die Menge der Gedanken und Gefühle, die in dem Momente auf mich eindrangen, hemmten auch meine Worte; doch suchte ich ihm stillschweigend einige Hülfe zu leisten. Er winkte verneinend. Er blickte auf zu mir; es lag ein Ausdruck von unsäglichem Schmerz in diesem Gesichte, in diesen rothgeweinten Augen, der mein Innerstes bewegte. Neuenbach! rief ich: Wo denken Sie hin? Besinnen Sie sich! Wenn Sie mit Lucien verlobt sind — so ist es Ihre Pflicht —

Er schüttelte heftig mit dem Kopf, und seine Thränen brachen wieder hervor. Mein innigstes Mitleid wurde rege; aber er war nicht im Stande, mir mehr zu erklären, er wies nur auf den Brief, den er mir gegeben. Ich trat ans Fenster, und las. Er war von Franciska. Gerechter Gott! Welche Entdeckung! Unsre Briefe müssen unterschlagen worden seyn. Sie hatte keinen von mir, so wie ich keinen von ihr,

erhalten. Ein Zufall spielt ihr jetzt die meinigen in die Hände, jetzt, wo sie, wie es scheint, auf ihres Vaters Geheiß halb gezwungen mit Neuenbach verlobt war. Die Lösung jener Briefe, die Überzeugung, welche daraus hervorging, hatten beynahe ihr Leben in Gefahr gebracht. Franciska wendet sich an Neuenbachs Großmuth, um von ihm die Lösung jenes Bandes zu erbitten, das keinen Theil mehr beglücken kann.

Ich war tief erschüttert; ich stand sprachlos, das Blatt in der Hand. Neuenbachs schmerzliche Laute gaben mir zuerst wieder Besinnung. Ich eilte zu ihm. Ich beschwor ihn, sich nicht zu übereilen, und alles zu erwägen; Lucie allein könne hier entscheiden; uns stehe kein Tausch, kein Handeln um ihren Besitz zu. Er richtete sich empor, blickte mich trüb an, sagte: O sie hat mich nie geliebt! Ihr Herz hat ewig an Ihnen gehangen! — und sank dann wieder in Thränen zurück.

Ich ließ ihn gewähren, ich ließ dieß schmerzhafte Gefühl sich in diesem Ergusse verströmen. Es zu stören, oder aufzuhalten, wäre unnütz gewesen. Was meine Brust bewegte, verstattete ohnedieß keine Äußerung. Endlich hatte der Unglückliche sich gefaßt, er stand auf. Reisen Sie

nach O..g! sagte er: Ich habe an Franciska und an den Vater geschrieben. Bald werden sie wissen, wem sie ihre Rettung verdanken, wer heiß und treu von Lucien geliebt wird, und sie wieder liebt—und wie elend ich bin!

Ich zog ihn an meine Brust. Neuenbach! rief ich: Sie haben die Geliebte noch nicht verloren. Lucie—ich sage es noch einmahl—Lucie muß entscheiden! Nehmen Sie mich zum Freund, zum Bruder an!

Bruder? rief er:—Bruder!—Ja wohl!—Und sie wird dann meine Schwester! Er warf sich mir um den Hals, seine Thränen floßen aufs neue. Wir hielten uns innig und lang umarmt. Gewiß, Neuenbach ist ein edler Mensch; aber Lucien kann er nicht beglücken!

Er riß sich endlich los, nachdem er mich mehr als einmahl mit schmerzlicher Wärme, Bruder, genannt hatte, und verließ mich. Seitdem sitze ich hier, und sinne mich müde, und zittre vor der Annäherung eines Glückes, das ich schon mehr als einmahl so nahe gesehn, das mir jedesmahl wieder entschwunden, und jetzt— o mein Gott! Sollte es möglich seyn? Hättest du meinen Schmerz angesehn, meine Thränen gezählt? Und sollte ich hiernieden noch Glück finden können?

Abends.

Neuenbach ist nicht wohl. Die Erschütterung der letzten Tage hat ihn angegriffen; doch hoffe ich, es soll nicht von Bedeutung seyn. Der Unglückliche! Ich fühle, was er leidet, und ich wage es nicht, ihn zu trösten. Alles, was ich sagen kann, weil es aus meinem Munde kommt, muß ihn verletzen.

Ich habe viel, viel nachgedacht über Alles, was ich diesen Morgen von ihm gehört. Sprechen will ich nicht mit ihm darüber. Das Berühren dieser frischblutenden Wunden kann nicht anders als schmerzhaft und unheilbringend seyn. Er hat dem Vater geschrieben? Das war eine sehr begreifliche Aufwallung von Großmuth, von Zartgefühl. Er wollte den Dank nicht allein ernten, den er nicht ganz allein verdient hatte. Ich fasse und billige das. — Aber hat er meinen Wünschen mit dieser Erklärung wohl genützt? Ich fürchte, nein! Nach meinen früheren Erfahrungen, selbst nach Franciska's Brief ist von Florheim wenig zu hoffen. Und wenn auch! Meine Laufbahn ist zerrissen. Der Herzog wird nach dem Schritte, den ich in Marseille gethan, schwerlich den rückkehrenden Flüchtling gütig aufnehmen, und — ohne Amt, ohne Einkünfte,

wie dürfte ich tollkühn und unzart genug seyn, Luciens vom Vater, von den Umständen, von der Welt gebilligtes Bündniß mit Neuenbach zu stören, mich vorzudrängen, und ihr die Hand des Brot- und Heimathlosen anzubiethen? Nimmermehr!

Schreiben will ich nach K.. und mich unter der Hand erkundigen. Ich achte dieß für Pflicht. Ich will Alles thun für die bloße Möglichkeit von Luciens Besitz. O Bruder! Schon das Zusammendenken dieser zwey Begriffe, meine Zukunft und Lucie, ist ein Glück, an dessen Daseyn ich zu glauben verlernt hatte. Es tritt mir wieder entgegen, es leuchtet mir dämmernd von ferne, aber nur zweifelnd gibt mein der Hoffnung entwöhntes Herz sich dem schmeichelnden Anschein hin, und öffnet sich, streng und lange verschlossen, fast wiederstrebend dem freundlichen Strahl. O mein Gott! Wenn ich wieder aufgeben, wieder zurückstürzen sollte! Das würde mich tödten!

Was Neuenbach mir gesagt, so viel es ihm scheint, so schmerzlich es ihn trifft, für mich ist es wenig. Franciska's Brief enthält nur die Bestätigung alles dessen, was ich längst ahnete, daß Luciens Liebe zu mir un-

verändert fortgewährt, und daß sie Neuenbach ihre Hand nur aus Überredung gereicht. Der einzige Umstand mit den verlornen Briefen ist neu. Er erhellt das Dunkel, das noch für mich auf dem Zusammenhange des Ganzen haftete, und dient nur, uns die Pfade klar zu zeigen, auf welchen uns der Zufall oder Bosheit rettungslos zum Unglück führte. Ich weiß, daß ich ewig in Luciens Brust herrschen werde; aber sie darf dieser Stimme nicht folgen, wenn der Vater nicht selbst sie ihres Worts entbindet. Du siehst, welche Berge sich noch vor mir aufthürmen, und ob ich Recht hatte, mein Herz festzuhalten, daß es sich nicht verlocken lasse.

Dennoch regt sich die Hoffnung schmeichelnd, flüsternd in der innersten Tiefe der Brust, und läßt mich nicht ruhen. Holde Bilder erscheinen mir; die Tage meiner glücklichen Jugend steigen vor mir empor, ich sehe Lucien in der Blüthe ihres damahls so reizenden Frohsinnes vor mir stehn. Ach Gott! Wo sind diese Zeiten, und was sind wir selbst!

Drey und siebenzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris den 3. December 1809.

Morgen reise ich von hier ab, und liege in wenigen Tagen an deinem Herzen. Öffne mir deine Arme, mein Freund! Nimm den Todtwunden an deine Brust! Kann er noch genesen, so ist es an jener Stelle. Es geht Alles seinen Gang, wie ich es dachte, von dem Augenblick an, da ich vor zehn Tagen Franciska's Brief erhielt. Dem Glücklichen gereicht eben alles zum Glück, und wer viel hat, dem wird noch mehr gegeben! Ach, ich will Alphons nicht beneiden, ich gönne ihm, was ihm der Himmel so reichlich schenkt; er hat lange genug gelitten. Nun ist die Reihe an mir, und ich darf wohl fühlen, daß ich leide. Florheims Proceß ist ganz ge-

schlichtet. Ihm verdanken sie Alles, was Günstiges für sie geschehen ist. Ich habe es dem Vater, ich habe es Francisken geschrieben; ich will keinen Dank, wo ich kein Verdienst, oder nur geringes habe. An Lucien zu schreiben, habe ich nicht vermocht. Sie soll glücklich werden; ich wünsche es ihr, das weiß Gott! Daß sie Elmwald mehr liebt, wie mich, sichert ihr freylich ein größeres Glück an seiner Seite. Zärtlicher, aufopfernder, als ich, kann er sie nicht lieben. Er hat viel für sie gethan. Mir ward es nicht so gut. Was ich für sie geleistet und gelitten, was ich mit Freuden noch künftig opfern und leisten will, fällt nicht in die Augen. Mein Wille war ernst und rein; er ist es noch. Sie reiche Elmwald die Hand, und sie fordere mich auf, mein Leben für sie hinzugeben; ich bin bereit es zu thun, so wie ich bereit war, in O...g ihrer Hand zu entsagen, wenn sie es gefordert hätte, und dennoch für sie und die ihrigen alles zu thun, was die Umstände forderten.

Es ist eine Verkettung unseliger Zufälle, die mich von dem Augenblicke an verfolgt, wo ich sie kennen lernte. Alles, was ich unternahm oder vermied, was ich suchte oder floh, um jenem Einfluß zu entgehen, Alles wandte sich mir

unter der Hand zum Verderben. Überall trat Eine Gestalt in der Erinnerung oder Gegenwart mir feindlich entgegen, überall hatte ich mit ihr zu kämpfen, und jetzt schon beynahe am Ziel entreißt sie mir die Palme, und geht als Sieger aus dem Streit.

Ich werde ihm nicht mehr in den Weg treten. Er wandle seine Bahn! Ich habe ihn achten gelernt; ja es gab Augenblicke, wo ein Gefühl inniger Liebe in meiner Brust aufwallte. Stünde er mir nicht so verderblich entgegen, ich glaube, ich hätte mit schwärmerischer Liebe an ihm hangen können. Es liegt etwas höchst einnehmendes, ja bewältigendes in seinem Wesen. Aber so, wie wir jetzt stehn, bleiben nur Achtung und Schmerz in meiner Brust. Die Genugthuung konnte ich mir nicht versagen, in den letzten Tagen, welche wir zusammen zubrachten, und wo sich unsre Herzen oft und wahr gegeneinander aufschlossen, ihm zu sagen, daß ich ihn dazumahl in O..g an Luciens Seite nicht zum erstenmahl gesehn. Ich erzählte ihm mein Abenteuer und seines im Posthause. Er hörte mir aufmerksam und stillschweigend zu; ein feines Lächeln bildete sich um seine Lippen. Haben Sie das Lucien erzählt? fragte er zuletzt. Ich stutzte,

doch verhehlte ich es ihm nicht; dazu war ich zu stolz. Gut denn! antwortete er: Das ist mir lieb; sie wird in Ihrer unbefangenen Erzählung die Bestätigung meines Geständnisses gefunden haben. Ja, es war eine Abschiedsscene; nur konnten Sie ihren ganzen Sinn nicht errathen. Ich schied von der Herzoginn, nicht, weil unsre Straßen sich trennten, sondern weil ich ihr kurz vorher, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, erklärt hatte, daß ich verlobt sey. Daraus war ihre und selbst meine stärkere Bewegung zu deuten; und deßhalb war mir auch später das Zusammenleben mit ihr in Paris so peinlich.

Ich schwieg. Was konnte ich auf diese Antwort sagen! Was ich gedacht, wäre, zu äußern, vielleicht unzart gewesen. Ich brach daher das Gespräch ab. Den Tag darauf erhielt er eine Staffette von seinem Hofe, des Inhalts, daß, da sein sechsmonathlicher Urlaub nunmehr zu Ende sey, der Herzog seine Rückkehr erwarte, und ihm vor der Hand auftrage, sich zur Übernahme der Legationssecretärsstelle in O..g bereit zu halten, welche der Herzog ihm in Anbetracht seiner, ihm in Paris geleisteten, Dienste zu übertragen geruhe.

Ich war dabey, als der Brief anlangte.

Diese Wonnetrunkenheit, diese Verklärung der Züge, diese thränenvollen zum Himmel gerichteten Blicke schildern keine Worte. Wenn Lucie, wenn die Herzoginn ihn öfters in solchen Augenblicken gesehen haben, so begreife ich ihre Bezauberung. Er war wirklich hinreißend.

Seine Brust arbeitete, ich sah, daß es ihn drängte, sich einem fühlenden Wesen mitzutheilen, und nur ich allein war der, dem er den tiefsten Quell seiner Freuden nicht offenbaren konnte. Ich fragte ihn theilnehmend — er sah mich einen Augenblick zweifelhaft an, dann reichte er mir das Blatt hin. Ich begriff Alles, mein ganzes Unglück! Und doch mußte ich ihn umarmen, und ihm vergönnen, an meinem Halse seine Freudenthränen zu weinen. Wir hielten uns lange umfaßt. Er richtete sich endlich auf, sah mich mit trübem Ausdruck in den dunkeln Augen an, und sagte: Eduard! Warum kann ich mein Glück nicht mit dir theilen! Warum muß, was mich beseligt, dich so schwer verletzen! Ich versicherte ihn, und, bey Gott! ich fühlte es so in dem Augenblicke, daß ich mich seines Glückes um seinet- um Luciens willen herzlich freute. Das glaubte er mir, und umfaßte mich vom neuem. Seit dem stehen wir ein-

ander näher; dennoch war ich froh, als ich ihn gestern abreisen sah.

Ich folge ihm übermorgen. Meine Geschäfte sind abgethan. Was habe ich auf der Welt noch zu verrichten? Meine Zukunft liegt hinter mir. Ob ich je nach O..g zurückkehre, ob ich nach langer Zeit Lucien wieder zu sehen vermögen werde, weiß ich nicht. Auf jeden Fall besinne ich mich erst, wenn ich bey dir bin. Florheim ist wohl so gut, meine Angelegenheiten indeß zu den seinigen zu machen, und das übrige gibt der Augenblick — die Stimmung. Leb wohl!

Vier und siebenzigster Brief.

Franciska Florheim an Rosalinden.

D..g den 2. Januar 1810.

Schon einmahl, mein verehrtes Fräulein, hatte ich die Ehre, Ihnen statt meiner Schwester zu schreiben. Dazumahl war es in dem trübsten Augenblick ihres Lebens. Seitdem hat uns Gott vieles Glück gesandt; er gibt mir nun auch das, Ihnen jetzt in der seligsten Zeit meiner guten Lucie zu schreiben. Seit acht Tagen ist Alphons hier. Den ersten Moment des Wiedersehens zu beschreiben, fühle ich mich außer Stande; alle Worte müssen hier kalt erscheinen. Er war mehr angegriffen als sie; vielleicht daß in seinem stärkern Gemüthe auch die Erschütterungen stärker wirken. Nach den ersten Minuten stummen Entzückens sank er erschöpft auf das Kanapeh; nur seine Blicke, nur unarticulirte Seuf-

zer unterrichteten Lucien von dem Sturm der Freude, der seine Brust durchtobte. Nach und nach fanden sich die Glücklichen zurecht, aber noch ist meine Schwester nicht im Stande, so viel Ruhe zu erzwingen, als zur Abfassung eines ordentlichen Briefes gehört. Was haben sich die Herzen nicht zu sagen, die so lange, so schmerzhaft getrennt waren, sich so lange mißverstanden, und schuldlos gequält hatten!

Ein Brief des guten Neuenbach unterrichtete uns vor drey Wochen schon von dem wahren Zusammenhang der Dinge. Doch das hat Ihnen meine Schwester, wie ich weiß, gemeldet. Damahls fiel der erste Strahl der Freude in ihre Seele, sie fing an zu hoffen, und an ihr Glück zu glauben; und auch auf meinen Vater hatte diese Nachricht einen erwünschten Einfluß. Er, der Elmwald immer geschätzt, und nur um seines Standes willen ungern als Schwiegersohn gedacht hatte, mußte sich jetzt durch die Größe der Verpflichtung, wie durch die edle Weise der Leistung, überwältigt fühlen. Ohnedieß hatten ihn das Unglück und Luciens Opfer, dessen Größe er jetzt einzusehen begann, weicher gestimmt. Es war ein schöner feyerlicher Augenblick, als er Neuenbachs Brief gelesen hatte, nun Lucien

zu sich rufen ließ, ihr ihn selbst vorlas, und, als sie, vor großer Bewegung ihre Thränen kaum zurückzuhalten vermögend, es doch nicht wagte, ihre Rührung laut werden zu lassen, ihr weinend um den Hals fiel, sie sein gutes gehorsames Kind nannte, ihr seine Einwilligung zur Verbindung mit Elmwald, und seinen besten väterlichen Segen gab. Ich war zugegen, und sank ihm mit Lucien zu Füßen. Seine Hände ruhten auf unsern Häuptern. Gewiß, Gott und seine heiligen Engel haben mit Wohlgefallen auf den guten Vater niedergesehn, und der Segen dieser Stunde wird durch Luciens Leben gehn.

Wenige Tage darauf kam ein Brief von Elmwald, der erste seit jenem schmerzlichen Scheidebrief. Lucie war außer sich vor Seligkeit und Freude. Bald darauf folgte einer von ihm, aus K** datirt. Der Herzog hatte ihn mit großer Güte aufgenommen, alles Vorhergegangene war vergessen, und Elmwald erhält die längstgewünschte Stelle bey der Gesandtschaft in O..g, die ihm voriges Jahr war versagt worden. Nun sind alle Wünsche erfüllt, und er eilte, sobald es die Geschäfte und die Rücksicht für den alten Herzog, der ihn nicht sogleich wieder entlassen wollte, verstatteten, hierher, seinen Vorgänger

abzulösen, und endlich in Luciens Armen den Lohn seiner Treue und seiner Aufopferungen zu finden.

Der Vater empfing ihn wie einen geliebten Sohn, wir Alle wie einen zweyten Vater. Ach, was haben wir ihm nicht zu danken! Seitdem ist ein fröhliches Leben in unserm Hause. Lucie ist so glücklich, daß sie in manchen Augenblicken ängstlich über die Größe ihrer Seligkeit wird, und nicht bedenkt, wie viel sie früher gelitten, um dieß Glück zu verdienen. Elmwald war die ersten Tage in sich versunken und zu wonnetrunken, um anders als durch verklärte Blicke und den Ton seiner Stimme sein Glück zu verkünden. Jetzt gibt er sich allmählich einer heitern Unbefangenheit hin, die ihn wie ein fröhliches Kind tändeln und scherzen lehrt, und ihn uns Allen, besonders den jüngern Geschwistern sehr lieb macht.

Ich stehe dann oft neben den Glücklichen, und beobachte ihr Getändel, ihr Gekose, sehe diese trunknen Blicke, höre den schmelzenden Ton dieser Stimmen, und wundere mich still in mir selbst, wie die Liebe aus sonst ernsten klugen Menschen solche Kinder machen könne! Lassen Sie es mich aufrichtig gestehn, mein Fräulein!

Ich glaube, wenn das rechte Liebe ist, so werde ich in meinem Leben nie verliebt werden. Die Schwester hat mirs ohnehin schon längst abgesprochen, und was ich jetzt sehe, bestärkt diese Meinung. Nein! Solcher Gefühle halte ich mein Herz nicht fähig; und ich beklage mich deßhalb nicht. Nicht alle Gemüther sind gleich, und ich habe mein neunzehntes Jahr sehr ruhig und sehr vergnügt zurückgelegt.

Nur Eine Betrachtung ist jetzt noch, die einen Tropfen Bitterkeit in die allgemeine Freude gießt; und das ist das Geschick unsers Freundes Neuenbach. Seit er Paris verlassen, haben wir nichts mehr von ihm gehört, und es ist manchesmahl der Gegenstand unserer ängstlichen Sorge, daß das Glück unseres Hauses auf den Schmerz einer so treuen edlen Seele gebaut seyn mußte. Mit Wehmuth denke ich oft an ihn, und sinne vergebens, wie dieses Mißverhältniß zu heben, und ihm für so viel bewiesene Freundschaft und Edelmuth eine Vergeltung durch uns werden könnte. Nur die Zeit und Gottes leitende Vatergüte können für ihn wirken, und seine Wunden heilen; wir wollen indeß für ihn bethen, und hoffen, ihn einst ruhig und zufrieden unter uns zu sehn.

Fünf und siebenzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S*.

K** den 4. Januar 1810.

Schon seit acht Tagen harre ich deiner Zurückkunft, um mein volles Herz gegen dich auszugießen. Wo bleibst du so lange? Halten die Beendigung deines Processes, die Formalitäten der Scheidung dich so lange auf, oder sinnt Graf S** und seine Verwandten auf neue Tücken, um dich in verhaßten Banden zu halten? Er soll es nicht wagen. Mein Vater hat sich entschieden über deine Angelegenheit ausgesprochen, du darfst auf seine ernstlichste Unterstützung rechnen. Das laß deine Gegner wissen, wenn sie dich quälen wollen!

Es ist mir sehr unlieb, dich jetzt zu missen.

Es gab so Manches zu erzählen, zu bemerken, besonders als in der vorigen Woche jenes Zusammentreffen Statt fand, das ich eben so sehr gewünscht als gefürchtet hatte. Du weißt, ich fand es weder meiner Würde, noch meiner Ruhe, noch endlich der Rücksicht angemessen, die ich Dümesnard schuldig bin, in der Residenz und bey meinem Vater zu bleiben, als ich wußte, daß er seinen Cabinetssecretär zurück erwartete, um ihn, mit völligem Vergessen alles gerechten Unwillens, wie ein wiedergeschenktes Kind zu empfangen, und dem verzogenen Söhnchen in Allem seinen Willen zu thun. Ich ging nach Lindenhayn, und du warst so gefällig, mich zu begleiten, um mich in jenen trüben Tagen nicht einsam zu lassen. Da rief dich der Brief deines Sachwalters ab, und ich sah mich in der unangenehmen Nothwendigkeit, entweder allein in der stürmischen Jahreszeit auf dem einsamen Jagdschloß zu verweilen, oder mich allen Qualen und Mißverhältnissen auszusetzen, die ein längeres Zusammenleben mit jenem Menschen unausweichlich machte. Wie lange er in K** bleiben würde, konnte ich nicht bestimmen; doch war zu vermuthen, daß er eilen würde, seinen neuen Platz in O..g an=

zutreten. Aber meines Vaters Liebe zu ihm, der förmlich langsame Gang der Geschäfte — es konnte Wochen dauern — und so lange mit ihm unter Einem Dach! Unmöglich!

Und dennoch! Ach, ich hätte ihn so gern gesehn! Nur Einmahl! Vielleicht zum letztenmahl auf dieser Erde!

Recht schwermüthig saß ich am Nachmittag des zweyten Tags nach deiner Abreise am Fenster des grünen Cabinets, wo wir sonst zusammen gesessen, gearbeitet, geplaudert hatten, und starrte hinaus auf die winterliche Landschaft, auf den schneebedeckten Garten, auf die nahen, mit Nebeln verhangnen Berge. Über mir war das Thurmzimmer mit der Kupferstichsammlung, in welchem ich einst ein Paar so köstliche Stunden verlebt hatte. Wie damahls Alles blühte, grünte, lebte! Und nun so todt, so leichenweiß, so still und starr!

Mich überfiel eine sehr wehmüthige Empfindung. Alles, was ich seit jenem Tage durch die Schuld eines leidenschaftlichen schwankenden Gemüthes, und sein Unrecht gegen mich, gelitten, ging in langem Zuge vor mir vorüber. Ach, nicht die Ghosts of my departed joys! Viel trübe thränenvolle Stunden, viel bange Sorgen, viel

tausend Kränkungen! Ich dachte mir ihn jetzt wieder in den alten Umgebungen bey meinem Vater, in unsern Sälen, an unserer Tafel, wie ehmahls. Mein Vater hatte mir einen Brief geschrieben, aus dessen heiterem Ton das Vergnügen über die Rückkehr des Undankbaren sichtbar sprach. Diese Freude kam mir in dem Augenblicke wie ein Unrecht an mir vor, ich schien mir so zurückgesetzt, so verlassen, so verbannt auf dem einsamen Schloße, von dem nun mit dir auch die letzte befreundete Seele gewichen war! Da sah ichs von ferne auf der Höhe des Berges durch den Nebel schimmern; Lichter bewegten sich, ein dumpfes Geräusch, wie das Rollen eines Wagens, ließ sich hören. Es kam näher, es war ein Reisecallesche. Mein Herz schlug unbändig. Wer konnte es seyn? Ich schellte, meine Leute stürzten erschrocken herein, ich sandte hinunter, dem Wagen entgegen — Es war Dümesnard!

Ich sammelte meine aufgeregten Geister, erkannte dankbar die zarte Aufmerksamkeit des treuen Freundes, und ging ihm mit wahrem Vergnügen entgegen.

Er hatte den Tag vorher vernommen, daß du abgereiset warst, und wollte mich nicht ganz

allein lassen. Wie sehr dankte ich ihm das! Sein lebendiger Witz, sein geistvolles Gespräch stillten nach und nach die Unruhe meines Innern. Ich fühlte mich sehr erleichtert, ich ließ Thee und Punsch vor den flammenden Kamin bringen; wir setzten uns zusammen, plauderten, lachten, die trüben Erinnerungen entwichen in Nebel und Schatten. Von da an fing ich an, mich zu fassen, und fühlte mich nach ein Paar Tagen stark genug, um, als eine Staffette mich zurückberief, weil Onkel und Tante von **hausen den nächsten Tag erwartet wurden, auch jenem Wiedersehn ruhiger entgegen zu gehen.

In unsern Unterhaltungen war seiner nicht erwähnt worden. Dümesnard war Alles bekannt, aber auch die beste Art, mein aufgeregtes Gemüth zu behandeln, und mich für eine Zusammenkunft zu stählen, von der er wußte, daß sie unvermeidlich seyn würde. Dümesnard begleitete mich zurück.

Den Tag darauf erschien ich bey der Tafel, wo ich gewiß war, den Gefürchteten zu treffen. Ich faßte mich, so gut ich konnte; mich beruhigte der Gedanke, daß bey so vielen neuangekommenen fürstlichen Gästen und ihrem Gefolge sich

jene Gestalt, minder merklich verlieren mußte. Zwar schlug mein Herz heftig, als ich, beym Eintreten am Arm meines Onkels, ihn im Fond des Saales stehen sah; aber die unbefangene Ruhe, mit der er sich verbeugte, und, als mein Vater ihn rief, um ihn unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken seinem Schwager vorzustellen, sich mit diesem und mir unterhielt, gab mir all mein Selbstgefühl zurück, indem es meinen Stolz aufregte.

Seitdem habe ich ihn nur ein einzigesmahl, bey der Abschiedsaudienz, gesehn, die ich für gut fand, ihm im Beysein mehrerer meiner Damen zu geben. Er schien ihnen Allen schöner, als je. Die Freude beglückter Liebe, geschmeichelten Stolzes blitzte aus seinem strahlenden Auge. Mir hatte er früher in seinem Schmerz, in seiner Düsterheit viel besser gefallen. Ich unterhielt mich ziemlich lange und ziemlich ruhig mit ihm. War doch auch er ganz Unbefangenheit!

Es ist doch ein wunderbarer, ein erschütternder Gedanke, Jemand, der uns so gestanden, auf lange Zeit — vielleicht auf immer scheiden zu sehn! —

Dümesnard hat mir versprochen, bis zum

Frühling wenigstens in K... zu bleiben. Mein Vater läßt seinen Einsichten volle Gerechtigkeit widerfahren, und verspricht sich viel Nützliches von seiner Anhänglichkeit an unser Haus. Was Jener ihm war — wird ihm Dümesnard nie ersetzen. Ich begreife das.

Leb wohl, Herminie! — Leb wohl! Hättest du je gedacht, daß das so enden würde?

Sechs und siebenzigster Brief.

Lucie Elmwald an Rosalinde.

D..g den 10. May 1811.

Du bist es gewohnt, liebe Rosalinde, bey jeder fröhlichen oder traurigen Begebenheit unsers Hauses zur Theilnahme aufgefordert zu werden. So laß dir denn auch jetzt eine recht erfreuliche Nachricht mittheilen, und schlage mir meine Bitte nicht ab, die ich, wenn ich dir erst Alles werde erzählt haben, an dich richten will!

Du weißt, wie sehr wir uns Alle freuten, als vor einigen Monathen endlich der treue gute Eduard, nach einer Trennung von mehr als einem Jahre, wieder in unserm Kreis erschien. Schon früher hatte er ein Paarmahl, theils an meinen Vater, theils an Alphons geschrieben. Sein Gemüth schien durch Zeit und Überle-

gung sich einigermassen beruhigt zu haben, und mit inniger ungeheuchelter Freude nahm er aus der Ferne Theil an unserm häuslichen Glück, und bath meinen Mann, ihn zum Pathen seines ersten Kindes anzunehmen. Dieser Brief trug indeß noch das Gepräge trüber Schwermuth. Er sprach von aufgegebenen Lebenshoffnungen, von einem zwecklosen Daseyn, und nicht undeutlich schimmerte der Plan durch, das Kind, dessen Taufpathe er werden wollte, auch einst zum Erben seines Vermögens, da er sich nie zu verheirathen denken könnte, anzunehmen. Wir ließen das auf sich beruhen. Alphons antwortete mit herzlicher Rührung, wie es der herzliche Antrag verdiente. Die Zeit ging herum — ein Jahr war verstrichen, seit Gott mich mit dem Gegenstand all meiner Liebe und Wünsche vereinigt hatte, mein kleiner Eduard lag schon in dem Mutterarm, und plötzlich kam ein Billet von der nächsten Poststation, das uns Neuenbachs Ankunft für denselben Abend meldete. Welche Freude für uns Alle, die mitten im Glück nie anders als mit Wehmuth des unglücklichen — um unsertwillen — unglücklichen Freundes gedacht, und oft seinen Kummer als einen geheimen bittern Vorwurf gefühlt hatten!

Unser Wiedersehn war schön, aber nicht ohne Schmerz. Doch waren wir froh, Neuenbach wohl aussehend, und, als der erste Sturm des Gefühls vorüber war, auch ziemlich heiter zu finden. Mir begegnete er im Anfange etwas scheu, und auch ich konnte schwer den rechten Ton zu ihm finden. Am liebsten war er um den Vater und um Fanny, deren klares heiteres Gemüth seine gespannte Seele wohlthätig zu berühren schien. Nach und nach legten sich die aufgeregten Wellen, er gewöhnte sich an den Anblick meiner Liebe, meiner Verbindung mit Alphons, an den Gedanken, mich als das Weib eines Andern zu sehn, und ein schönes freundschaftliches Verhältniß stellte sich unter den beyden Männern her. Du wirst manche Spuren davon in meinen vorigen Briefen gefunden haben. Aber eine stille Hoffnung, die seit seiner Ankunft in meiner Brust schlief, die ich Niemand, selbst Alphons nicht, mitzutheilen wagte, äußerte ich auch nicht gegen dich. Es war der geheime Wunsch, daß Fanny dem edlen Freund werden möchte, was ich nun einmahl ihm zu seyn nicht vom Himmel bestimmt gewesen, und ich verhehle es nicht, daß manche meiner Schritte, manche meiner Reden darauf

abzweckten. Fanny wird nie leidenschaftlich lieben, dafür kenne ich sie; und Eduards Herz kann nur einer zweyten, mithin ruhigern Empfindung Raum geben. So schienen mir die beyden Gemüther wohl für einander passend, und was ihre übrigen Eigenschaften und Vorzüge betraf, wußte ich, daß Jedes hohen, wohl von dem andern erkannten und erprobten Werth besaß. Nach und nach fing das Ding an, sich zu machen, die leisen Funken zündeten, Fanny's tiefe Hochachtung und ihre zarte Theilnahme an Neuenbachs Geschick gaben ihrem Betragen gegen ihn eine seltne, aber sehr anziehende Weichheit, sein so lange gedrücktes Herz öffnete sich diesen zarten Anregungen, und kurz, ehe drey Monathe vergangen waren, hatte eine innige Freundschaft ihre Seelen verbunden. Daß ich Fanny größten Theils gebildet, gibt ihr in des allzutreuen Freundes Augen, wie er es neulich Alphons gestand, einen Reiz mehr. Fanny liebt ihren Freund, wie dieß heitere, ewig klare Gemüth zu lieben fähig ist; mein Vater sieht seinen alten Lieblingswunsch erfüllt, den werthgeschätzten Handelsgenossen seinen Sohn nennen zu können, Alphons ist selig in dem Gedanken, den Mann, dem er willenlos so weh ge-

than, wieder zufrieden zu sehn, und so erheitert sich uns durch Gottes Güte auch der letzte düstere Punct unserer Aussichten.

O meine Rosalinde! Sind wir auch so vielen Glückes würdig? Kann ich wohl, so viel ich auch gelitten, jene Schmerzen für ein genügendes Opfer halten, im Vergleich mit der Seligkeit, deren ich jetzt seit anderthalb Jahren ununterbrochen genieße? Wie Alphons an jenem Tage unserer ersten Verlobung mich geliebt, so währt seine Liebe, zart, innig, heiß, noch immer fort, und wenn im ruhigen Besitz jene stürmischen Auftritte nicht mehr Statt haben, die sonst Seligkeit und Jammer über unser Daseyn brachten, so beglückt und verschönt eine gleiche milde Wärme jeden Augenblick meines nur ihm geweihten Lebens. Möge der Himmel Fanny ein ähnliches Glück schenken! Doch — es gibt nur Einen Alphons!

Die Verbindung des jungen Paars ist auf den nächsten Monath festgesetzt. Wir werden sie in Erlhof feyern, wohin ich in ein Paar Tagen abzugehn, und alles zu den Hochzeitfeyerlichkeiten einzurichten denke. Willst du nun, theure Freundinn, die von jeher unser Glück und Unglück theilte, uns alle, und vorzüglich

Fanny, die seit deinem ersten Besuche mit inniger Verehrung an dir hängt, recht vergnügt machen, so schenke uns deine Gegenwart, und erlaube, daß ich dir die Pferde, oder vielleicht meinen Alphons selbst sende, der ebenfalls die Stunde nicht erwarten kann, die einzige treue Freundinn seiner Lucie kennen zu lernen! Leb wohl!

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Die Nebenbuhler

Bd.: 2

Wien (1821)

P.o.germ. 1811 w-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124684-8